



REPORTER:INNEN
forum

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporter:innen-Preis 2023

Die Sieger:innen



Reportage

Moritz Aisslinger, Die ZEIT: Dem Sturm ausgeliefert **1**

Freier Reporter

Angela Köckritz, Die ZEIT: Ist das für die Seele gut? **20**

Investigation

Simon Sales Prado, Lena Kampf und Kristiana Ludwig, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG: Das verlorene Boot **36**

Essay

Tobias Haberl, SZ-Magazin: Unter Heiden **52**

Interview

Elisa von Hof, Der SPIEGEL: Liebe ist kein Zustand, sondern eine Aufgaben **60**

Datenjournalismus

Miriam Lenz, Nina Bender, Max Donheiser, Chiara Swenson, Pia Siber, Jonathan Sachse, Mohamed Anwar und Valentin Zick, CORRECTIV.Lokal: Wie ernst die Lage in den Frauenhäusern ist **71**

Kulturreportage

Maja Beckers, Die ZEIT: Abgehoben **72**

Multimedia

Julius Tröger, Paul Blickle, Robert Gast, Nicolás Pablo Grone, Andreas Loos, Axel Rudolph und Benja Zehr, ZEIT Online: Unser Müll im All **84**

Lokalreportage

Niklas Liebetrau, BERLINER ZEITUNG: Da treibt wer im Wasser! **85**

Podcast

Stefan Eberlein, WDR: Davon haben wir keine Kenntnis – Khaled el Masri, die CIA und der deutsche Rechtsstaat **92**

Wissenschaftsreportage

Andreas Große Halbuer, FOCUS Magazin: Das Ding in meinem Kopf **102**

Sportreportage

Andreas Bock, 11 FREUNDE: Energiewende **114**



Dem Sturm ausgeliefert

Ein Frachter auf dem Weg nach China. Ein Taifun. Eine verzweifelte Crew. Das Schicksal der »Gulf Livestock 1« liefert Einblicke in die Abgründe der globalen Schifffahrt

Von Moritz Aisslinger, DIE ZEIT, 10.11.2022

Als der Kapitän der Gulf Livestock 1 gerade dabei ist, sein Frachtschiff mit 43 Mann und 5867 Kühen an Bord in der endlosen Dunkelheit des Pazifiks mitten durch einen Taifun zu steuern, blinkt 10.000 Kilometer entfernt, in einer Neubauwohnung im nordrhein-westfälischen Uerdingen, ein Handy auf. Es ist eine Nachricht auf WhatsApp, sie kommt direkt von der Gulf Livestock.

Sag nichts der Mama aber unser Engine Control Raum hat sich soeben mit Wasser gefüllt und Motor ist jetzt ausgefallen.

In der Neubauwohnung in Uerdingen nimmt Jens Orda sein Handy, liest. Er ist Anfang 30, die Nachricht hat ihm sein jüngerer Bruder Lukas geschickt. Jens Orda tippt sofort eine Antwort.

Ist sowas schlimm?

Es ist der 1. September 2020, 12.19 Uhr, mittags, deutsche Zeit.

Lukas schreibt: Keine Ahnung..... aber wir haben über 100km/h Wind und mehr als 10m Wellen und können nicht lenken....

Lukas Orda ist 25 Jahre alt und arbeitet als Tierarzt auf der Gulf Livestock, er kümmert sich um die Kühe. Die Besatzung soll sie von Neuseeland nach China bringen. Die Chinesen haben die Tiere zur Zucht eingekauft.

Als Lukas Orda seine Nachrichten sendet, befindet sich der Frachter im Ostchinesischen Meer. Dort ist es später Abend. Kein anderes Schiff ist weit und breit



in der Nähe, sie alle sind dem Taifun eilig ausgewichen. Nur die Gulf Livestock 1 ist genau dort, wo der Sturm am tödlichsten ist. Einsam und angeschlagen kämpft sie gegen ihn an.

Lukas Orda schreibt an seinen Bruder: Die Wellen hören sich an wie Donner wenn die das boat treffen.

Um 14.28 Uhr deutscher Zeit schickt Lukas ein Video, er hat es von der Kommandobrücke aus aufgenommen: Wellen türmen sich vor dem Schiff auf, sie schlagen auf den Bug ein. Der riesige Frachter, 139 Meter lang, Tausende Tonnen schwer, ächzt von einer Seite zur anderen. Nach 18 Sekunden bricht das Video ab.

Auch Stunden später hat Jens Orda nichts mehr von seinem kleinen Bruder gehört. Er schreibt ihm: Sag mal was... werd schon ganz nervös.

Sein Bruder antwortet nicht.

Am nächsten Mittag, sagt Jens Orda heute, habe seine Mutter angerufen: Das Schiff, auf dem der Lukas ist, ist verschwunden.

An jenem 2. September 2020 versinkt für 41 Familien ein Leben, und ein neues beginnt, eines ohne den Bruder, den Sohn, den Ehemann, den Vater. Zwei Männer werden aus den Fluten gerettet, ein dritter wird tot gefunden. Die anderen 40 sind bis heute verschollen, auch Lukas Orda.

Die Gulf Livestock 1 wurde, noch unter einem anderen Namen, in Deutschland gebaut. Eine deutsche Firma hat sie zuletzt gemanagt. Dennoch hat ihr Schicksal hier kaum für öffentliches Interesse gesorgt. Die wenigsten machen sich große Gedanken über diese fremde Welt da draußen, das Meer ist Urlaub und Strand und Sonne und Eis, kein Ort der Arbeit und Ausbeutung.

Die globale Schifffahrt ist der Motor des Kommerzes im 21. Jahrhundert. Mehr als 90 Prozent aller Güter werden auf Schiffen rund um den Globus getragen, der Transportweg über See ist schnell, effizient, günstig. Die Eigner bedienen sich aus einem schier unerschöpflichen Pool von Arbeitskräften, die in kleinen Crews auf riesigen Frachtern für niedrige Löhne endlose Stunden schufteten. Nur auf diese Weise ist es möglich, dass T-Shirts aus Bangladesch für fünf Euro in europäischen



Kleidungsgeschäften landen, Handys aus China für 200 Euro in Elektronikfilialen, Bananen aus Kolumbien für 99 Cent in Discounterregalen. Oder Milchkühe aus Neuseeland nach China exportiert werden.

Es ist eine unbekannte Welt, in die die Recherche zum Untergang der Gulf Livestock 1 führt. Eine Welt, in der alle paar Tage ein größeres Schiff verloren geht, 892 waren es in den vergangenen zehn Jahren, sie sinken, brennen, kollidieren. Eine Welt, in der all diese Unglücke selten ernst zu nehmende Ermittlungen nach sich ziehen und die Wahrheit so für immer verborgen bleibt. Eine Welt, in der Waren oft besser versichert sind als Menschen und Vorschriften kaum durchgesetzt werden. Eine Welt, in der ein Schiff wie die Gulf Livestock mit 43 Männern und 5867 Kühen an Bord untergeht und die andere Welt, die Welt an Land, kaum etwas davon mitbekommt.

Ende Juni 2020, zwei Monate vor dem Untergang, besteigt Lukas Orda im Hafen von Portland im Süden Australiens die Gulf Livestock 1. Ein Bekannter hat ihm rund zwei Wochen zuvor von der Möglichkeit erzählt, auf einem Viehtransporter anzuheuern. Als studierter Tierarzt könne er da gutes Geld verdienen und ein bisschen was erleben. Lukas Orda hat noch nie auf einem Schiff gearbeitet. Aber er hat Zeit zu überbrücken. Im Herbst soll er in einer Tierarztpraxis anfangen, bis dahin hat er frei. Er sagt zu.

Lukas Orda hat einen Plan. Er will für ein paar Wochen auf dem Frachter arbeiten, die Tiere umsorgen und sich dann mit dem Geld einen Traum erfüllen: ein Haus für ihn und seine kleine Familie. Im Februar ist er zum ersten Mal Vater geworden, Theo, 3960 Gramm leicht, 57 Zentimeter klein.

Zwei Jahre später ist Theo ein paar Kilo schwerer, ein paar Zentimeter größer, ein Junge mit rötlichem Haar und Spider-Man-Pullover, er rennt durch den Garten seiner Großeltern, einem Welpen hinterher, lacht, bleibt stehen, sieht die Schaukel, vergisst den Hund. Jetzt will er schaukeln.

Ein Vormittag in der australischen Küstenstadt Townsville, 190.000 Einwohner, 1300 Kilometer nördlich von Brisbane, knapp 30 Grad, blauer Himmel, Sonnenschein. Ulrich Orda hebt Theo in die Schaukel, seine Frau Sabine schaut den beiden von der Terrasse ihres Hauses aus zu. Hinter ihnen, dort, wo der Garten endet, beginnt ein



einsamer Strand, dann das Meer. Drei Bootsstunden weiter draußen erstreckt sich das Great Barrier Reef.

Die Ordas kommen eigentlich aus Krefeld. Ulrich und Sabine Orda führten dort eine Hausarztpraxis. 2008, da war Lukas 13, wanderte die Familie mit drei ihrer vier Kinder nach Australien aus, nur Jens, der Älteste, blieb für das Studium zurück in Deutschland. Ulrich Orda hatte das Angebot erhalten, in einer Minenstadt im Outback die Notaufnahme eines Krankenhauses zu leiten. Das macht er bis heute.

Für seine Verdienste hat ihn die Ärztesvereinigung im vergangenen Jahr zur »Legend of the Bush« ernannt, auch Sabine Orda, die die Notaufnahme verwaltet, wurde für ihr Engagement geehrt. Ihr Haus hier in Townsville hat kürzlich einen Architekturpreis bekommen. Das Ehepaar teilt sich seine Zeit zwischen Outback und Küste auf.

Ein Seeadler gleitet über den Garten. Ulrich Orda guckt nach oben. »Dat müsste dat Männchen sein!«, ruft er. Man hört auch am anderen Ende der Welt das Rheinland noch durch. »Gibt hier ein Pärchen.«

Lukas, sagt Sabine Orda, sei der Umzug nach Australien am schwersten gefallen. Dann aber habe er herausgefunden, dass es in der Nähe ihres neuen Zuhauses einen Reitverein gibt, schon in Krefeld hatte er ein Pferd besessen. »Lukas hatte diese besondere Beziehung zu Pferden«, sagt die Mutter. »Sie wurden sofort ruhiger, wenn er sich ihnen näherte.« Er machte Ausritte in die Wildnis, ausgetrocknete Flussbetten entlang, Hügelandschaften hoch und runter, am Abend Lagerfeuer.

Als Jugendlicher arbeitet er an Wochenenden und in den Ferien auf einer Rinderfarm, es gibt Fotos aus der Zeit, Lukas im Sattel mit Lederstiefeln und Cowboyhut. Nebenbei Rodeo, Schießen, Rugby, Judo. Jedes Jahr schulische Auszeichnungen für sein soziales Engagement.

Nach dem Abschluss studiert er Veterinärmedizin. Er lernt Emma kennen, eine Tierarzthelferin von der australischen Ostküste, 2018 Verlobung, 2019 Hochzeit, 2020 Theo.

»Wir waren gerade dabei, hier in Townsville unser Haus zu bauen«, sagt Emma Orda. Sie ist 30 Jahre alt, hat lange rote Haare und trägt noch Kittel und Hose, sie



kommt gerade von ihrer Arbeit in der Tierarztpraxis, in der auch Lukas nach seiner Rückkehr vom Schiff hätte anfangen sollen. Sie lebt heute mit Theo in dem Haus, das sie gemeinsam geplant hatten, es steht in der Nähe des Hauses von Sabine und Ulrich Orda. Das sollte ja die Zukunft sein: Sohn und Schwiegertochter wohnen mit dem Enkel in der Nachbarschaft der Großeltern, fahren morgens gemeinsam zur Arbeit, am Nachmittag wieder zurück, und alle zusammen ziehen den Kleinen groß.

Als Lukas Orda das Schiff besteigt, ist Juan Santos bereits seit acht Monaten an Bord. Er ist einfacher Seemann, in der Hierarchie ganz unten. Er füttert die Kühe, füllt ihre Wassertröge auf, mistet die Ställe aus, putzt das Deck. Er ist 41 Jahre alt und einer von 39 Philippinern auf der Gulf Livestock.

Weltweit arbeiten 1,89 Millionen Menschen auf Handelsschiffen, mehrere Hunderttausend von ihnen stammen von den Philippinen. Sie kommen meist aus armen Familien, für die Schiffseigner sind sie ideale Arbeitskräfte, billig, oft Englisch sprechend, in der Branche stehen sie im Ruf, zu gehorchen.

Juan Santos kommt aus einer mittellosen Bauernfamilie, er ist einer von Dutzenden Enkeln seiner Großmutter. Seine Eltern sind Analphabeten, der Vater sitzt mit Polio im Rollstuhl. Acht, neun, zehn Monate im Jahr verbringt Juan Santos auf Schiffen, mit seinem Lohn, knapp über 1000 US-Dollar, versorgt er die Eltern und seine eigene Familie, er hat zwei Kinder, der Sohn ist noch klein, die Tochter studiert Ingenieurwissenschaften.

»Es war ihm wichtig, dass seine Kinder eine gute Ausbildung erhalten«, sagt Maria Santos, Juans Tante und Vorbild: Sie hat Chemie studiert und im Ausland in einer Fabrik gearbeitet. Jetzt ist sie in Rente. Maria Santos sitzt in einem Sessel im Wohnzimmer, um sie herum ein kleines tropisches Pflanzenreich, es blüht und grünt und duftet wie in einem botanischen Garten. »Ich bin in den philippinischen Bergen aufgewachsen«, sagt sie. »Die Pflanzen erinnern mich an daheim.« Ein Regenguss prasselt aufs Dach ihres einstöckigen Hauses.

Eine Bitte, sagt sie durch den Lärm, man solle weder die Stadt noch das Land erwähnen, wo sie wohne, das könne Rückschlüsse auf ihre Familie zulassen. Der Bruder von Juan und zwei seiner Cousins arbeiteten ebenfalls auf Frachtern, sie seien bei



derselben philippinischen Schiffsagentur unter Vertrag, über die auch Juan Santos angestellt war. Deshalb heißen er und seine Tante in Wirklichkeit auch anders.

Von den 15 philippinischen Angehörigen der vermissten Besatzungsmitglieder, die für diesen Artikel kontaktiert wurden, antwortet neben Maria Santos nur eine Person, die Ehefrau eines Maschinisten. Sie würde gerne sprechen, schreibt sie, doch sie habe Angst. »Es könnte sein, dass mein Leben dann in Gefahr wäre.« Auf den Philippinen ist die Schifffahrtsindustrie mächtig und teils skrupellos.

Maria Santos nimmt ihr Handy vom Wohnzimmertisch und öffnet den Messenger von Facebook. »Wir waren ständig in Kontakt, während er auf dem Schiff war. Hier, schauen Sie.«

Die Nachrichten vom Schiff beginnen im November 2019, zehn Monate vor dem Unglück. Juan Santos fragt seine Tante, ob sie die Gulf Livestock 1 bei der International Transport Workers' Federation, kurz ITF, melden könne: Aber bitte mach es geheim, sodass sie nicht nachverfolgen können, von wem die Beschwerde kommt.

Die ITF ist die größte internationale Gewerkschaft für Seefahrer. Ihr zufolge gibt es in der Branche »unglaubliche Menschenrechtsverletzungen«, Seeleute würden »routinemäßig dazu gezwungen, unter Bedingungen zu arbeiten, die in einer zivilisierten Gesellschaft nicht akzeptiert werden würden«. Im vergangenen Jahr hat die ITF 37,5 Millionen US-Dollar an ausstehenden Gehältern eingetrieben.

Auch in den Nachrichten von Juan Santos geht es um vereinbarte Löhne, die nicht gezahlt werden, um karge Essensrationen, um den Zustand des Schiffes. Am 20. Dezember 2019 schreibt er: Ich hoffe, dieses Schiff wird wirklich bei der ITF gemeldet, denn mittlerweile haben wir fast keinen Proviant mehr. Die Firma spart.

Ihr Mann, sagt Maria Santos, sei daraufhin ins Büro einer lokalen Seefahrerorganisation gefahren. Man habe ihm gesagt, man leite die Klage weiter ans Hauptquartier der ITF in London. Auf Nachfrage der ZEIT bestätigt die ITF, dass sie eine Beschwerde über die Gulf Livestock 1 wegen ausstehender Gehälter und zu wenig Proviant an Bord erhalten hat. Sie habe die Hafenbehörde in Australien informiert, da das Schiff dort ankerte. Das Schiffsunternehmen habe die Vorwürfe abgestritten, einige Crewmitglieder hätten dies ebenfalls getan; ob unter Druck oder nicht, ist unklar.



Am 10. Januar 2020 schreibt Juan Santos an seine Tante: Sie sparen echt an uns, besonders beim Essen.

12. Februar: Wir sind hier seit 3 Monaten ohne Gehalt.

15. Mai: Wir haben kein Gehalt. Das Schiff hat kein Geld. 6 Monate an Bord.

Juan Santos berichtet auch vom Motor des Frachters, bereits im Dezember 2019 schreibt er mehrmals, man sei dabei, ihn zu reparieren. Der Motor ist so etwas wie die Lebensversicherung eines Schiffes, ohne ihn hat es bei heftigem Seegang nicht die Kraft, sich gegen die Wellen zu wehren.

Am 18. Juni, auf dem Weg von Indonesien nach Australien, wo kurz darauf Lukas Orda an Bord gehen wird, schreibt Juan Santos: Es ist unglaublich, die Wellen hier, das Schiff schwankt, man kann kaum schlafen, wir rollen hin und her, das macht Kopfschmerzen. Es ist beängstigend.

Das Schiff wurde 2002 auf der Rolandwerft im niedersächsischen Berne gebaut, man taufte es Maersk Waterford. In den nächsten Jahren wechselte es Besitzer und Namen, es hieß Dana Hollandia, Cetus J, Rameh und schließlich, seit 2019, Gulf Livestock 1. Am Ende gehört es der Gulf Navigation Holding, einem börsennotierten Unternehmen aus Dubai. Der Vorsitzende ist Scheich Tahnun bin Mohammed al-Nahjan, laut eigener Website »ein brillanter Kopf«, der seinem Land, den Vereinigten Arabischen Emiraten, mal einen Park spendiert hat mit einem Mini-Eiffelturm und einem Eintrag ins Guinness Buch der Rekorde für die »größte Ansammlung an Hängekörben« voller farbenfroher Blumen.

Bei seinen Schiffen scheint der Scheich weniger spendabel zu sein. Die Gulf Livestock 1 ist in Panama registriert, sie fährt also unter panamaischer Flagge. Panama gehört, neben Ländern wie Liberia und der Mongolei (wo es gar kein Meer, nur Steppe gibt), zu den sogenannten Billigflaggen. Reeder lassen ihre Flotte dort registrieren, weil es günstiger ist als andernorts, es gibt wenig Vorschriften und viel Verschwiegenheit, und sollte tatsächlich mal etwas passieren, können sie ziemlich sicher sein, dass keine offizielle Stelle sie mit lästigen Fragen stört.

Jahrhundertlang hatten Schiffe in der Regel einen Heimathafen, das Land, zu dem er gehörte, war verantwortlich für Schiff und Besatzung. Nach dem Ersten



Weltkrieg begannen amerikanische Reeder, ihre großen Passagierdampfer in Panama anzumelden, um an Bord Alkohol ausschenken zu dürfen, es war die Zeit der Prohibition in den USA. In den folgenden Jahrzehnten zogen die europäischen Reedereien nach, sie wollten bei dieser »Ausfluggung« genannten Praxis Steuern sparen, Löhne kürzen und Arbeitnehmerrechte umgehen. Die Flaggenländer unterboten sich fortan bei Gebühren und Vorschriften. Es war ein Wettlauf in die Abgründigkeit. Längst segelt ein Großteil der globalen Flotte unter Billigflaggen.

Im Prinzip gilt noch immer, was der niederländische Anwalt Hugo Grotius in seinem Werk *Mare Liberum* 1609 erstmals formuliert hat: Das Meer gehört niemandem, soll aber allen zugänglich sein. Heute besitzen Staaten, die das Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen unterschrieben haben, bis zu 200 Seemeilen vor ihrer Küste gewisse Rechte am Meer. Dahinter beginnt die Hohe See. Dort ist dann nicht mehr viel geregelt. Schiffe auf Hoher See sind so etwas wie schwimmende Botschaften, an Bord gelten die Gesetze des Flaggenstaates, im Fall der *Gulf Livestock 1* die von Panama.

Schon das macht es schwer, Rechtsbrüche zu ahnden. Noch schwerer machen es die oft verwickelten Konstrukte aus Unternehmen und Subunternehmen, die an einem einzigen Schiff beteiligt sind. Für die *Gulf Livestock 1* hat die *Gulf Navigation Holding* eigens eine Tochterfirma gegründet, die *Gulf Navigation Livestock Carrier 1 Ltd. Inc.* mit Sitz in Panama. Deren einziger Vermögenswert ist die *Gulf Livestock 1*. Das bedeutet: Sollte dem Frachter oder der Besatzung etwas zustoßen, existieren rein juristisch so gut wie keine anderen Vermögenswerte, die Anwälte der Betroffenen als Schadensersatz einfordern könnten.

Bei der *Gulf Livestock 1* ist das aber längst nicht alles. Für ihre letzten beiden Trips wurde sie von einer australischen Rinderfirma gemietet, dort ist Lukas Orda angestellt. Die philippinischen Seefahrer wiederum kommen von einer philippinischen Agentur. Und dann ist da noch die deutsche Reederei MC-Schiffahrt, die bis vor einem Jahr MarConsult Schiffahrt hieß.



MC-Schiffahrt hat seinen Sitz in Hamburg. Der Chef heißt Matthias Dabelstein, er ist seit Jahrzehnten im Geschäft. In Medienartikeln über ihn ist zu lesen, er sammle Oldtimer, der Spiegel schrieb 2012, Dabelstein sei ein »selbsternannter Autoverrückter«, sein Fuhrpark damals: ein Ferrari, ein Aston Martin, ein Porsche, mehrere Mercedes.

Seine Firma hat für Gulf Navigation das technische Management der Gulf Livestock 1 übernommen. Für ein persönliches Treffen hat Dabelstein keine Zeit, man könne telefonieren, also zwei Telefonate. »Wir als technischer Manager sind so etwas wie der Hausmeister des Schiffes«, sagt er. »Wir sorgen im Auftrag des Schiffsbesitzers dafür, dass die Technik funktioniert.« Für die Bezahlung der Crew und den Proviant seien sie nicht zuständig. »Der Schiffseigentümer erwartet von uns, dass die Maschinenanlagen laufen, dass die Hafenbehörde zufriedengestellt wird und die Dinge korrekt abgearbeitet werden.«

Sehr zufrieden scheinen die Hafenbehörden mit der Gulf Livestock 1 nicht gewesen zu sein. Das Schiff hat eine Geschichte voller Mängel und Schäden. Inspektoren in Australien und anderen Ländern haben sie dokumentiert. Laut Sea-web, der größten Schiffsdatenbank der Welt, waren es mehr als ein Dutzend allein zwischen Mai 2019 und Dezember 2019. Mal die Arbeitsbedingungen, mal der Antrieb des Hauptmotors, mal unzureichender Proviant, mal ungeschulte Besatzungsmitglieder. Einige Probleme waren so gravierend, dass die Behörden anordneten, den Frachter festzuhalten, er durfte den Hafen also nicht verlassen. Das wird gemacht, wenn ein Schiff seeuntüchtig ist oder die Mängel ein unangemessenes Risiko für Schiff, Crew oder Umwelt darstellen.

Darauf angesprochen, sagt Dabelstein: Wollte eine Hafenbehörde etwas finden, finde sie immer etwas. Alle Mängel seien behoben worden, sonst hätte das Schiff nicht wieder auslaufen dürfen. Nichts davon, das ist ihm wichtig zu betonen, sei ursächlich für den Untergang gewesen.

Wäre, wie Matthias Dabelstein am Telefon meint, seine Firma der Hausmeister und die Gulf Livestock 1 die Immobilie, um die er sich kümmert – man würde wohl trotzdem eher nicht dort einziehen wollen.



Eigentlich hatte die Rolandwerft das Schiff 2002 als einfachen Containerfrachter gebaut. 2015 wurde es dann aber zum Viehtransporter umgerüstet. Rund 80 Prozent aller Viehtransporter sind, wie die Gulf Livestock, für einen anderen Zweck konstruiert worden, sie waren mal Öltanker, Fähren, Frachter. Sie sind alt, teils am Ende ihrer Lebensdauer angekommen. Um so viele Tiere wie möglich an Bord zu schaffen, werden bei der Umrüstung die Ställe stapelweise nach oben gebaut. Das beeinflusst die Stabilität des Schiffes. Der Wind hat nun auf hoher See viel mehr Angriffsfläche. Tritt dann auch noch ein Unwetter auf, werden die Tiere nervös und verängstigt, sie bewegen sich unkontrolliert, sie stürzen oder drängen alle auf eine Seite, was die ganze Konstruktion noch instabiler werden lässt. Dazu kommen die Unmengen an Urin und Fäkalien, sie greifen den Stahl an und lassen ihn rosten.

Zwei Milliarden Tiere, Kühe, Schweine, Ziegen, werden jedes Jahr rund um die Erde verfrachtet. Es sind mitunter gefährliche Reisen. Schiffe, die lebende Tiere transportieren, gehen doppelt so häufig verloren wie normale Frachter, nicht selten sterben dabei Besatzung und Tiere.

Einen Vorteil hat das Ganze aber: Es ist lukrativ. Der Unterhalt der heruntergekommenen Schiffe und der Crew ist günstig, der Gewinn hoch.

Von alldem, den Sicherheitsmängeln und den Arbeitsbedingungen, dem Scheich aus Dubai und dem Autoverrückten aus Hamburg, weiß Lukas Orda nichts, als er Ende Juni 2020 an Bord der Gulf Livestock 1 geht. Zwei Touren soll er mitmachen, zweimal mit je rund 6000 Kühen nach China.

Das Schiff legt am 25. Juni von Portland ab. Es fährt nach Norden, vorbei an Neukaledonien, vorbei an Vanuatu und Papua-Neuguinea, hinein ins offene Meer. Nach knapp drei Wochen erreicht es China. Lukas Orda, Juan Santos und die anderen entladen die erste Fuhre Tiere, ein kurzer Stopp, dann geht es zurück. Doch unterwegs gibt es Verzögerungen. Die Gulf Livestock muss auf den Philippinen haltmachen, weil ein Teil der philippinischen Crew ausgewechselt wird. Viele der Männer, so schreibt Lukas Orda auf WhatsApp, seien seit 14 bis 18 Monaten auf dem Schiff gewesen. Bei dem Zwischenhalt besteigt ein neuer Kapitän das Deck, ein neuer Erster Offizier, ein neuer Chefindgenieur. Juan Santos bleibt an Bord.



Kurz darauf berichtet Lukas Orda im Familienchat vom Schiffsmotor: in den letzten 24 Stunden ist er 3 mal ausgefallen für um die 18 Stunden insgesamt. Wegen des Crewwechsels und des Motors habe man inzwischen 9–10 Tage Verspätung.

Seine Mutter Sabine Orda antwortet: Oh weih, da hat man kein Vertrauen.

Lukas Orda: Captains comment als ich mit ihm gesprochen habe war »hoffentlich können wir es reparieren« haha sehr motivierend.

Sabine Orda: Muss ich mir Sorgen machen?

Lukas Orda: Nein natürlich nicht.

Der Motor springt wieder an, doch die Probleme des Schiffes scheinen längst unübersehbar. In einem späteren Bericht zur Katastrophe der Gulf Livestock, den der Anwalt der Ordas nach eigener Aussage bei einem renommierten Schifffahrtsexperten in Auftrag gegeben hat, steht: »Die vorliegenden Beweise deuten darauf hin, dass der Kapitän und der Chefingenieur das Management des Unternehmens über die Probleme informiert haben (...). In einer E-Mail zwischen dem Kapitän und dem Unternehmen, die wir einsehen konnten, fragt der Kapitän, ob er den Behörden bekannte Unstimmigkeiten aufgrund fehlender Ersatzteile offenlegen darf. Dies könnte ein Hinweis auf eine Kultur der Angst sein, wahrheitsgetreu und integer zu berichten oder rechtswidrige/unsichere Anweisungen des Unternehmens infrage zu stellen.«

Matthias Dabelstein sagt, dazu könne er nichts sagen, er kenne diese E-Mail nicht.

Die »Gulf Livestock« setzt ihre Reise fort. Der nächste Halt ist Gladstone, eine Hafenstadt im Osten Australiens, dort ankert das Schiff für mehrere Stunden, um aufzutanken. Außerdem begrüßt die Besatzung einen neuen Mann an Deck, Will Mainprize, Australier, Tierpfleger, 27 Jahre alt, er soll Lukas Orda unterstützen.

»Eigentlich sollte ich statt Will auf das Schiff gehen«, sagt Harry Morrison. Er und Mainprize, beste Freunde, haben in einer WG gewohnt und in der Vergangenheit in den Semesterferien, um Geld zu verdienen, gemeinsam auf Viehtransportern angeheuert, nicht auf der Gulf Livestock, auf anderen Frachtern. Heute lebt Morrison in Sydney.



Im Juli 2020, erzählt Morrison, habe er den Anruf erhalten: Ob er Lust habe, kurzfristig eine Tour auf der Gulf Livestock zu machen, in wenigen Tagen schon gehe es los, Anfang September sei er wieder zu Hause, 17 Tage insgesamt. »Ich hatte kurz vorher einen Job als Sozialarbeiter angeboten bekommen. Deshalb sagte ich ab und fragte Will.«

Will Mainprize hat damals eigentlich anderes vor, er will Touristen als Tourguide durch den Norden Australiens führen. Doch die Corona-Pandemie hat seine Pläne zunichtegemacht, langsam geht ihm das Geld aus. Als Harry ihm von der Sache mit dem Schiff erzählt, zögert er nicht lange. Er packt seine Tasche, fährt nach Gladstone und springt an Bord.

Will, sagt Harry Morrison, sei ein Abenteurer gewesen, spontan und neugierig. Einmal sei er sechs Monate lang allein mit dem Fahrrad durch Pakistan gefahren, ein anderes Mal mit dem Motorrad durch Jordanien. Die Arbeit auf einem Frachter ist für einen wie ihn nichts Wildes, es ist nur ein Job.

Die letzte Reise der Gulf Livestock 1 beginnt am 14. August 2020 in Napier, Neuseeland. Lukas Orda hat bei dem Zwischenhalt in Australien gehofft, seine Familie zu sehen. Wegen Corona ging das nicht. Jetzt, in Napier, hat er zusammen mit der Crew die Kühe eingeladen. Sie stechen in See.

Will Mainprize hat seine Gitarre dabei, Lukas Orda hat sich Filme auf seinen Laptop geladen, Juan Santos hat von seiner Tante Geld auf sein Handy transferiert bekommen, um seinen kleinen Sohn auf den Philippinen anzurufen. Sie gehen davon aus: Noch gut zwei Wochen, dann sind wir wieder zu Hause.

Schon einen Tag nach der Abfahrt aus Neuseeland ahnt Will Mainprize, auf was für einem Schiff er da gelandet ist. Am 15. August schreibt er seinem Kumpel Harry Morrison: Was passiert hier? Wir sind gerade mal einen Tag aus dem Hafen raus, und der Motor ist im Arsch. O Gott, das könnte eine lange Reise werden.

Spricht man Matthias Dabelstein auf die vielen Nachrichten der Crew an, in denen es – sogar noch nach dem letzten Auslaufen aus einem Hafen – um die Probleme am Motor geht, antwortet er, es könne schon sein, dass es mal »einen Stopper« wegen technischer Beeinträchtigungen gegeben habe. So etwas werde aber repariert.



Ansonsten könne er sich nicht dazu äußern. Er sitze gerade zu Hause, er sei nicht im Büro, wo die Akten lägen.

Könnte denn in den Akten etwas dazu stehen?

Könne sein, sagt Dabelstein. Wisse er aus seiner Erinnerung aber nicht.

Auf der Gulf Livestock erscheinen Will Mainprize auch die übrigen Bedingungen an Bord katastrophal. Er schickt seiner Freundin ein Video: Er steht vor einem Waschbecken und öffnet den Hahn. Statt klarem Wasser fließt eine braune Brühe aus der Leitung. In einer Audionachricht berichtet er, wie schlecht das Schiff konstruiert sei, das unterste Deck mit den Ställen sei so niedrig, dass die Kühe ständig von Wellen getroffen würden. In einer anderen Audionachricht an sie sagt er: Wenn du glaubst, es kann nicht mehr schlimmer werden: Wir haben kein Toilettenpapier mehr auf dem Schiff.

Die Männer versuchen, den Horror mit Humor zu nehmen, in ihren Nachrichten scherzen sie über die Zustände, sie lenken sich ab. Lukas Orda schickt seiner Frau Emma Videos von Liederabenden, die Crew singt im Speiseraum zusammen Yesterday und Let It Be. So vergehen die Tage.

Dann zieht der Sturm auf.

Am 27. August 2020 hat sich über dem Pazifischen Ozean ein Tiefdruckgebiet gebildet, östlich der Philippinen, nun grollt es Richtung Norden. Am nächsten Tag stellt der japanische Wetterdienst fest, dass sich das Unwetter zu einem tropischen Sturm verstärkt hat. Die Meteorologen geben ihm einen Namen: Maysak. Stunden später verkündet der Wetterdienst, der Sturm habe ein Auge entwickelt. Er ist zum Taifun geworden.

Ein Taifun entsteht immer auf die gleiche Weise. Im Sommer, wenn das Meer von der Sonne aufgeheizt ist, verdunsten Unmengen von Wasser und steigen als Dampfwolken in die Luft. Die feuchte Warmluft wird von der Erdrotation wie eine Art Kinderkarussell ins Rollen gebracht, sie fängt an, sich spiralförmig zu drehen, ein riesiger Wirbel entsteht. In dessen Mitte liegt das Auge, dort ist es ganz ruhig. Um das Auge herum aber wütet ein gewaltiger Sturm.



Maysak ist einer der stärksten Taifune des Jahres. Die Meteorologen stufen ihn in die Kategorie vier ein, fünf ist die höchste. Maysak tobt mehrere Tage lang. In Südkorea tötet er zwei Menschen, in Nordkorea wohl noch weitere. Insgesamt zerstört er 9000 Häuser und legt die Stromversorgung für 250.000 Menschen lahm.

Auf der Gulf Livestock schreibt Lukas Orda seiner Frau Emma erstmals am 27. August von dem Sturm: Das ist unsere Wettervorhersage für den 29. Er sendet ihr das Bild einer Wetterkarte, darauf der Taifun und am Rande des Auges ein dunkles Dreieck: Das schwarze Dreieck ist unsere Position an diesem Tag. Die geplante Route würde das Schiff genau in den Sturm führen.

Auch Will Mainprize schickt seinem Freund eine solche Wetterkarte: Schau mal, wo wir durchfahren werden.

Die Anspannung und Nervosität auf dem Schiff steigt in diesen Tagen, man kann das aus den Nachrichten, die die Männer an Freunde und Familie schicken, gut herauslesen. Harry Morrison sagt: »Wenn Sie nie bei Unwetter auf so einem Schiff waren, können Sie sich nicht vorstellen, was das bedeutet. Ständig hört man dieses dumpfe Grollen, man wird in seiner Kabine herumgeschleudert. Es ist verdammt bedrohlich.«

Der Kapitän der Gulf Livestock weiß frühzeitig über den Taifun Bescheid. Der japanische Wetterdienst hat den Weg des Sturms berechnet, auf dem Radar kann der Kapitän ihn, wie alle anderen Schiffskapitäne in der Nähe, verfolgen. Doch während alle anderen Schiffe sofort ihren Kurs ändern, steuert die Gulf Livestock 1 einfach weiter auf ihn zu. Auf Satellitenbildern sieht man sie als einsamen Punkt inmitten einer riesigen farbigen Fläche. Des Wirbelsturms.

Der philippinische Kapitän der Gulf Livestock 1 heißt Dante Addug. Er ist Mitte dreißig, hat eine Familie, Frau und Kinder, erst vor Kurzem ist er zum Kapitän aufgestiegen. Erfahrung hat er wenig, einen guten Ruf schon.

Harry Morrison, Will Mainprize' bester Freund, der durch seine Arbeit auf Viehtransportern viele Seefahrer aus der Branche kennt, sagt: »Ich selbst bin nie mit Addug gefahren, aber ich kenne einige Leute, die mit ihm zu tun hatten, als er noch Erster Offizier war. Sie meinten, er sei ein guter Mann, sehr gewissenhaft.«



Warum fährt er, ein Familienvater, der um den Zustand seines Schiffes wissen muss, in einen übermächtigen Taifun?

Nach dem Unglück, sagt Matthias Dabelstein, hätten sich alle in seiner Hamburger Firma den Kopf darüber zerbrochen, weshalb der Kapitän nicht Schutz gesucht habe. Man könne sich das in keinsten Weise erklären.

In der Schifffahrtsindustrie herrscht, wohl noch mehr als in anderen Transportbranchen, enormer Zeitdruck. Jeder Tag, an dem ein Schiff im Hafen liegt, kostet Geld, jeder Tag, den ein Schiff länger als geplant benötigt, kostet Geld. Einem Kapitän, der mehrmals den Zeitplan nicht einhält, kann es passieren, dass er bald keinen Job mehr hat.

Die Gulf Livestock 1 ist laut den Nachrichten von Besatzungsmitgliedern bereits in Verzug. Das Futter für die Kühe geht zur Neige. Versuchte das Schiff, noch zu wenden, würde es den Zeitplan nicht einhalten. Versuchte es, sich in den nächstgelegenen Hafen zu retten, würde das zusätzliche Kosten verursachen. Der direkte Weg durch den Sturm ist die mit Abstand riskanteste Option. Aber wenn es klappt, ist sie auch die billigste.

Ein Kapitän hat immer die oberste Entscheidungsgewalt auf seinem Schiff, niemand kann ihm befehlen, gegen seinen Willen den Kurs zu ändern. Er hat aber einen Ansprechpartner an Land, eine sogenannte Designated Person Ashore, kurz DPA. Sie soll für zusätzliche Sicherheit sorgen. Im Fall der Gulf Livestock 1 stellt Dabelsteins Firma MC-Schifffahrt die DPA.

Matthias Dabelstein sagt, er wisse aus seiner Erinnerung nicht, wann man zuletzt mit dem Schiff in Kontakt gewesen sei.

Ob man die dokumentierte Kommunikation zwischen der DPA und der Gulf Livestock 1 einsehen könne? Man gebe grundsätzlich nichts an irgendwen heraus, antwortet Dabelstein.

Als technischer Manager habe man keinerlei Befugnis, im nautischen Bereich mitzureden. Die Verantwortung für den gesamten Schiffsbetrieb liege beim Halter, also der Gulf Navigation Holding in Dubai. Sie lässt alle Fragen der ZEIT zum Untergang des Schiffes unbeantwortet.



Am 29. August wird Lukas Ordas Sohn Theo sechs Monate alt. Die beiden sind durch Tausende Kilometer getrennt, nur durch ein Foto vereint: Theo mit staunenden Augen auf einem Hochstuhl, um den Hals ein Schlabberlätzchen, vor ihm ein Schokokuchen, darin eine Karte, 6 Months Old.

Juan Santos chattet am selben Tag mit seiner Tante, sie sprechen über ihr Haus. Der Neffe schreibt: Pass auf dich auf. Dein Haus ist wirklich wunderschön. Ich hoffe, ich werde dich dort noch einmal besuchen können. Ich liebe dich.

Will Mainprize schreibt an seine Freundin: Danke dir für deine warmen Gedanken, es macht so einen riesigen Unterschied, zu wissen, dass es da draußen einen Menschen gibt, der auf mich aufpasst.

Zu diesem Zeitpunkt ahnen die Männer längst, was auf sie zukommt. Von Stunde zu Stunde werden die Wellen höher, der Wind nimmt zu. Das Schiff schwankt von einer Seite zur anderen. Will Mainprize schickt seinen Freunden ein Video: Wassermassen fluten das Deck.

Am 1. September dringt das Wasser in den Motorkontrollraum ein. Lukas Orda schreibt an seine Brüder: Motor ist jetzt ausgefallen. Und: können nicht lenken. Ohne Antrieb ist das Schiff dem Meer schutzlos ausgeliefert. Die Wellen machen mit ihm, was sie wollen.

Lukas Orda an seine Frau Emma: Viele der Männer hier sagen, das sei der schlimmste Sturm, durch den sie je mussten. Windstärken von bis zu 180 km/h und die Wellen über 12 Meter hoch. Der Motor ist ausgegangen, weil der Motorkontrollraum mit Wasser überflutet ist.

Will Mainprize: Wir treffen heute Nacht auf das Zentrum des Taifuns. Windstärke 175 km/h! Shit shit shit.

Bald darauf hören die Nachrichten auf.

In der Nacht auf den 2. September, um 1.44 Uhr Tokio-Zeit, 185 Kilometer westlich des Amami-Archipels, einer entlegenen japanischen Inselkette, setzt die Gulf Livestock 1 einen Notruf ab. Dann sinkt sie.



Warum Dante Addug, der Kapitän, seine Besatzung nicht eher in die Rettungsboote beorderte, warum er nicht früher Alarm schlug, all das wird wohl für immer ungeklärt bleiben. Vielleicht hatte er, der Neuling, Angst, das Schiff vorschnell aufzugeben. Vielleicht glaubte er, dem Sturm noch ausweichen zu können. Vielleicht dachte er, seine Crew werde den Motor wieder in Ordnung bringen.

Es gibt bei Schiffen, wie in einem Flugzeug, eine Art Blackbox, sie zeichnet alle Daten und Gespräche der letzten Stunden in der Kommandobrücke auf. Sie ist mit der Gulf Livestock untergegangen. Bis heute liegt sie vermutlich irgendwo auf dem Meeresboden.

Nachdem der Kapitän den Hilferuf ausgesendet hat, beordert die japanische Küstenwache vier Rettungsboote und zwei Flugzeuge hinaus aufs Meer. Sie finden, neben Schiffstauen, Rettungsringen und aufgeblähten Kuhkadavern, drei Besatzungsmitglieder, Dutzende Kilometer voneinander entfernt. Einer von ihnen konnte sich in eine Rettungsinsel retten, ein anderer hat sich dank einer Schwimmweste stundenlang über den eiskalten Fluten gehalten. Der dritte treibt kopfüber im Wasser, als die Einsatzkräfte ihn entdecken. Er ist tot. Die 40 anderen Männer, Lukas Orda, Juan Santos, Will Mainprize, sind bis heute verschollen.

Die beiden Überlebenden äußern sich nach dem Unglück nur einmal, in einem Gespräch mit dem philippinischen Arbeitsminister. Ihre Aussagen sind vage, sie tragen nicht zur Aufklärung bei. Seitdem schweigen sie, auch Anfragen der ZEIT bleiben unbeantwortet. Die Anwälte der Familie Orda gehen davon aus, dass der Schiffseigentümer die Männer eine Verschwiegenheitserklärung hat unterschreiben lassen.

Aufgrund des schlechten Wetters stellt die japanische Küstenwache ihre Suche schon nach drei Tagen ein. Als es wieder aufklart, startet sie zwar einen weiteren Versuch, aber mit weniger Einsatzkräften und nicht mehr rund um die Uhr, obwohl mehrere Rettungsboote und eine Rettungsinsel noch nicht gefunden worden sind. In ihnen können Menschen lange überleben. Doch nur eine Woche nach dem Untergang gibt die Küstenwache ihre Bemühungen auf.



Am 11. September treten die Eltern von Lukas Orda vor australische Fernsehkameras. Ulrich Orda spricht in die Mikrofone: »Wir flehen Sie an, nicht aufzuhören, nach Lukas und den anderen Vermissten zu suchen.«

Die Suche wird nicht wieder aufgenommen.

Heute sagt Ulrich Orda: »Nach einem Flugzeugabsturz berichten Medien teils wochenlang über das Unglück, Helfer suchen jahrelang nach dem Flugzeug, nach Leichen, die Blackbox wird geborgen, es wird ermittelt, und die Angehörigen erfahren, was wirklich passiert ist. Wenn ein riesiges Schiff mit Dutzenden Männern verschwindet, kümmert es keinen. Und warum? Weil auf den Schiffen größtenteils Menschen aus Ländern wie den Philippinen, Kambodscha und Bangladesch arbeiten, für die sich keiner interessiert.«

Nachdem die japanische Küstenwache ihre Bemühungen eingestellt hat, sammeln die Angehörigen Spendengelder und beauftragen ein privates Rettungsunternehmen, nach den Vermissten zu suchen. Weder die Gulf Navigation Holding in Dubai noch MC-Schiffahrt in Hamburg beteiligen sich finanziell an der Hilfsaktion.

Als sie beginnt, hat sich das Suchareal aufgrund von Strömungsberechnungen auf die Fläche Kaliforniens vergrößert, zudem gibt es dort 4000 meist unbewohnte Inseln. Der Rettungstrupp findet keinen der Männer mehr. Im Oktober geht den Angehörigen das Geld aus, sie müssen die Suche beenden.

Ende Dezember 2020 halten die Ordas eine Gedenkfeier für ihren Sohn ab. Etwa 90 Menschen kommen. Während der Feier steht ein Gast nach dem anderen auf, jeder teilt seine Erinnerung an Lukas, den Sohn, den Bruder, den Freund, den Ehemann, den jungen Vater.

In ihrem Jahresbericht für 2020 erwähnt die Gulf Navigation Holding die Katastrophe nur am Rande, sie nennt es »den unglücklichen Vorfall mit dem Schiff Gulf Livestock 1«. Zugleich beruhigt sie ihre Anleger: »Infolge dieses Vorfalls hat die Gruppe den Buchwert des Schiffes in Höhe von AED 197.541.000 (damals rund 44 Millionen Euro, Anm. d. Red.) abgeschrieben. Zum Zeitpunkt des Berichts hat die Gruppe einen Versicherungsanspruch von AED 82.350.000 (rund 18 Millionen Euro,



Anm. d. Red.) angemeldet, um die Versicherungssumme des Schiffes zurückzuerhalten.«

In dem vorläufigen Bericht der panamaischen Behörden zum Untergang der Gulf Livestock 1, der bislang nicht veröffentlicht wurde, der ZEIT jedoch vorliegt, kommen die Ermittler zu dem Schluss, die Hauptschuld trage der Kapitän. Er sei zu unerfahren gewesen, er habe falsche Entscheidungen getroffen. Doch da steht auch, die Eigentümer des Schiffes hätten »unzureichende und/oder keine« Informationen zum Zustand des Motors während der letzten Reise zur Verfügung gestellt. Genauso wenig wie zur Kommunikation mit dem Kapitän. Ob Druck auf ihn ausgeübt wurde, trotz des Sturms weiterzufahren, bleibt so am Ende offen.

Die Tante von Juan Santos sagt, sie hoffe immer noch, dass ihr Neffe eines Tages vor ihrer Tür steht: Hallo, Tantchen, da bin ich wieder. »Vielleicht«, sagt sie, »ist er noch da draußen und wartet auf einer einsamen Insel auf seine Rettung.«

Die Freundin von Will Mainprize sagt, auch sie habe diese Gedanken gehabt: Wurde Will vielleicht an die Küste Nordkoreas gespült und sitzt nun dort in einem Gefängnis? »Verrückt, oder?« In einer solchen Situation spiele man eben jede erdenkliche Möglichkeit durch. Die Hoffnung ist oft stärker als der Verstand.

Emma Orda hat akzeptiert, dass ihr Ehemann nicht mehr zurückkommen wird. Zurzeit, erzählt sie lächelnd, beobachte sie, wie ihr zweijähriger Sohn Theo erste Züge seines Vaters annehme. Manchmal, wenn Theo stur sei oder ernst in die Gegend blicke, dann denke sie: Ah ja, da ist also der Deutsche in ihm.

Die Eltern von Lukas Orda haben einen Gedenkstein für ihren Sohn fertigen lassen, er liegt an einer unauffälligen Stelle im Garten der Familie, umgeben von Pflanzen. Eine Messingplatte ist an den Stein angebracht, Lukas' Name steht darauf, dazu ein Abbild der Gulf Livestock und die letzte bekannte Position des Schiffes. Dort, sagt seine Mutter, auf 28° 35,5' N 127° 37,6' E, sei für sie nun Lukas' neues Zuhause.



Ist das gut für die Seele?

Psychedelische Drogen erleben eine Renaissance. Warum Mediziner glauben, halluzinogene Pilze und LSD könnten eine heilende Wirkung entfalten – und welche Sehnsüchte das weckt

Von Angela Köckritz, DIE ZEIT, 13.04.2023

Seine Finger fahren über einen Gehirnsan, mal hier, mal dort verweilend, wie die eines Bergführers, der einem Ortsunkundigen auf einer Landkarte das Terrain erklärt. Irgendwo in diesem unfassbar komplexen Organ, etwa 1,3 Kilogramm Wasser, Fett, Eiweiß, 86 Milliarden Nervenzellen, von denen jede etwa 10.000 Verknüpfungen besitzt, verbirgt sich etwas, dem der Psychiatrieprofessor Franz Vollenweider nahekommen möchte. Das Ich.

Er sagt, das sei eine Frage, die ihn schon als Jugendlichen beschäftigt habe: Wie macht sich das Gehirn ein Bild von sich selbst?

Franz Vollenweider erkundet das Ich, indem er beobachtet, wie es sich auflöst. Ganz allmählich. Schritt für Schritt.

Wann verliert der Proband das Gefühl für die Zeit?

Wann kommen die Halluzinationen?

Wann geht das Gefühl für die eigene Stimme verloren, bricht die Abgrenzung von innen und außen zusammen? Wann ist er erreicht, jener Zustand, für den Mystiker, Denker und Künstler viele Begriffe gefunden haben?

Ich-Auflösung. Alleinheit. Verbundenheit. Einssein. Ozeanisches Gefühl. Spirituelle oder religiöse Erfahrung.

Franz Vollenweider gilt weltweit als Pionier der Forschung an psychedelischen Drogen. Ein Schweizer von 68 Jahren, der eine aufmerksame Neugier ausstrahlt. In den



vergangenen drei Jahrzehnten hat er etwa tausend Menschen bewusstseinsweiternde Substanzen verabreichen lassen. Depressiven, Suchtkranken, gesunden Probanden. Er hat sie im Rauschzustand in eine MRT-Röhre gesteckt, um zu verstehen, welche Gehirnregionen bei ihnen aktiv sind. Er hat nachvollzogen, wie die Substanzen vom Körper verarbeitet und abgebaut werden. Er ist längst emeritiert, doch er forscht weiter.

Es gibt viele Psychedelika, die er für seine Experimente verwenden könnte. Manche kommen in der Natur vor, man findet sie zum Beispiel in Nachtschattengewächsen wie der Tollkirsche und der Alraune. Oder in einem bestimmten Strauch im Amazonasbecken, aus dem Ureinwohner mit einem Lianengewächs einen Pflanzensud kochen, Ayahuasca genannt. Andere werden künstlich im Labor hergestellt. Zum Beispiel LSD, erstmals 1938 synthetisiert von dem legendären Schweizer Chemiker Albert Hofmann.

Franz Vollenweider verwendet am liebsten Psilocybin. Der Stoff, der halluzinogenen Pilzen, auch bekannt als Magic Mushrooms, ihre bewusstseinsweiternde Wirkung verleiht. Allerdings gibt Vollenweider seinen Probanden keine Pilze, er benutzt gewissermaßen eine Kopie, eine im Labor synthetisierte Variante. Psilocybin wirke weniger lange als LSD, auch führe es selten zu Horrortrips, sagt Vollenweider. Er lächelt. »Psilocybin ist ein Kätzchen.«

Er sitzt in dem lichtdurchfluteten Raum, in dem sie viele ihrer Probanden auf die Reise schicken. Da sind Couch und Sessel, Tisch und Stühle, jedem Trip wohnen zwei Therapeuten bei. An den Wänden hängt Fotokunst, die Fenster gehen auf einen weitläufigen Park. Man könnte fast vergessen, von welchen Stoffen hier die Rede ist. Seit sich die Vereinten Nationen im Jahr 1971 auf eine strenge Eindämmung aller psychoaktiven Substanzen einigten, galten Psychedelika meist als Teufelszeug, als direkter Weg in den Wahnsinn, als Drogen durchgedrehter Gurus und irrer Schamanen. Viele Psychiater, Drogenfachleute und Politiker finden: Dieser Ruf ist völlig berechtigt. Psychedelika können im schlimmsten Fall dauerhafte Psychosen auslösen.

Franz Vollenweider, der für jede seiner Studien eine Ausnahmegenehmigung beantragen muss, bestreitet das nicht. Aber er glaubt, dass es nicht die ganze Geschichte ist.



Seine Versuche weisen darauf hin, dass Psilocybin – richtig dosiert und eingesetzt – heilende Wirkung entfalten kann. Zum Beispiel bei Menschen mit einer mittelschweren Depression: »Nach der Einnahme war die Hälfte der Testpersonen symptomfrei«, sagt Vollenweider. »Dieser Effekt hielt auch zwei Wochen später an. Ihre Emotionsregulation stieg. Sie reagierten weniger stark auf negative Eindrücke. Sie wurden geduldiger und empathischer. Ob das noch länger andauert, werten wir gerade aus.«

Studien von anderen Forscherinnen und Forschern bestätigen seinen Befund. Sie zeigen auch, dass Psilocybin tödlich Erkrankten helfen kann, besser mit der Angst umzugehen vor dem, was kommt, und Suchtkranke dabei unterstützen kann, ihre Abhängigkeit loszuwerden. Derzeit laufen viele weitere Forschungsprojekte mit Psilocybin und anderen Substanzen an.

Jahrelang hat sich Franz Vollenweider in seiner Universitätspsychiatrie ein Experiment nach dem anderen ausgedacht, ohne dass sich die Allgemeinheit groß dafür interessiert hätte. Jetzt, sagt er, staunt er manchmal selbst darüber, wer alles etwas von ihm wissen will. Pharmafirmen, Kongressveranstalter, Filmemacher und Journalisten schreiben ihn an, Tag für Tag kämpft er sich durch eine lange Reihe von E-Mails. Um bewusstseinsweiternde Drogen hat sich ein Hype entwickelt. In der Medizin, die mit ihren kontrollierten Studien und wissenschaftlichen Auswertungen versucht, das Leid klinisch kranker Menschen zu verringern. Aber nicht nur dort.

Psychedelika sind Substanzen, die Erstaunliches hervorzurufen vermögen. Sie öffnen den Zugang zu archaischen Teilen des Gehirns, zu unterdrückten Gefühlen und verborgenen Wünschen. Zu dem, was Sigmund Freud das Unbewusste nannte. Ein Artikel über psychedelische Drogen ist deshalb auch ein Artikel über Vernunft und Kontrolle, über Ängste – und über Sehnsüchte. Immer mehr Menschen sehen in Psychedelika keinen Weg in den Wahnsinn mehr. Sondern den Weg in ein anderes Leben, den Weg zu sich selbst.

Lochem, Niederlande

Ein abgelegenes Bauerngehöft. Draußen weites, flaches Land, von Alleen durchzogen. Drinnen in der großen Stube lodert im offenen Kamin ein Feuer. Die



Küche ist vegan, gereicht wird weder Kaffee noch Alkohol. Es ist der Moment vor der ersten Zeremonie, Amit Elan und seine Mitstreiter bereiten den Raum vor, in dem sie stattfinden soll. Schleppen Matratzen hinein, legen Bettzeug aus, arrangieren Blumen, Kerzen, Musikinstrumente. Elan, ein 33-jähriger Israeli, der in Berlin lebt, hat mal Kunst und Tanz studiert. Er erzählt, er habe die Symptome einer Autoimmunerkrankung, unter der er leide, erfolgreich mit Psychedelika bekämpft. Danach habe er sich mit dem kanadischen Arzt und Bestsellerautor Gabor Maté angefreundet, Autor von Büchern wie Vom Mythos des Normalen, und von ihm erfahren, wie man therapeutisch mit Psychedelika arbeiten kann. Vor ein paar Jahren gründete Elan die Firma Kiyumi, mit der er professionell betreute Psilocybin-Trips anbietet. Seine Betreuer, die Tripsitter, sind zum Teil ausgebildete Psychologen und Psychiater, zum Teil Kunst- und Atemtherapeuten, Yoga- und Meditationslehrer. Sie sind jung, stammen aus Israel, Frankreich und anderen Ländern.

Amit Elan schaut auf die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, zehn Frauen und fünf Männer, die sich in der Stube auf den großen Augenblick vorbereiten. Sie rollen mit Gläsern über Plastiktütchen, damit deren Inhalt weich und sämig wird: kleine Knöpfe in Braun-Schattierungen, Teile des psychedelischen Pilzes, die unter der Erde wachsen. »Einige von ihnen hätten wohl noch vor zwei Jahren nie daran gedacht, ein psychedelisches Retreat zu besuchen«, sagt Elan später. Im Alltag entwickeln sie Software oder machen Filme, arbeiten als Investmentbanker oder selbst als Therapeuten. Manche wirken extrovertiert, andere schüchtern, eine Studentin ist darunter und vier Menschen über sechzig. Fast alle sind in der Lage, für ein sechstägiges Retreat mit zwei Drogen-Zeremonien den vollen Preis zu zahlen: 2900 Euro. Zwei dürfen umsonst dabei sein.

Die braunen Knöpfe, die sie gerade weich rollen, haben die Teilnehmer vorher in einem Shop in Amsterdam gekauft. Magic Mushrooms sind auch in den Niederlanden verboten, aber es gibt ein Schlupfloch: Die braunen Knöpfe, die alle hier »Trüffel« nennen, sind legal. Die Niederlande sind damit eines von wenigen Ländern weltweit, in denen man einfach so Psilocybin einnehmen darf.

Das Lachen, die Plaudereien und die Gespräche sind längst verstummt. Bis auf das Rollen der Gläser ist es ruhig in der Stube. Eine junge Frau beißt sich auf die



Unterlippe und tritt ans Fenster. Ein Mann starrt in die Flammen des Kamins. Eine blonde Frau, glamourös wie eine Schauspielerin, legt Tarotkarten. Ein Ritual, das ihr das Gefühl von Sicherheit verleihen soll. Sie alle hier kennen sich aus in der Welt, waren viel im Ausland unterwegs, aber was sie auf der Reise erwartet, die jetzt vor ihnen liegt, können sie nicht wissen. Die meisten von ihnen haben noch nie Psychedelika genommen.

Um hier sein zu können, musste jeder einen Fragebogen ausfüllen, einige mussten auch mit einer Psychiaterin sprechen, die für die Firma Kiyumi arbeitet. Abgelehnt werden laut Elan unter anderem: Menschen, die unter Schizophrenie leiden. Menschen, die bestimmte Antidepressiva nehmen. Menschen mit Herzproblemen. Amit Elan legt Wert auf die Feststellung, so ein Retreat sei kein therapeutisches Angebot – etwas anderes darf er rein rechtlich auch nicht behaupten.

Die 15 Männer und Frauen haben das Screening bestanden, sie gelten alle als psychisch gesund. Die Frage ist nur: Was bedeutet »gesund«? Und was heißt es, dass jemand »krank« ist? Wie klar lässt sich das eine vom anderen trennen?

Am Abend zuvor saßen sie in einer Runde zusammen, jeder erzählte von sich. Jemand berichtete von der Trauer um verstorbene Verwandte, jemand anderes von einer Fehlgeburt. Manche scheinen in einem Leben festzustecken, das sich nicht anfühlen will wie das eigene. Sie haben viele Fragen an den Pilz, den sie »Medizin« nennen. Wie kann ich wieder Freude spüren? Wo ist meine Stimme geblieben, das, was mich ausmacht, mein Beitrag zur Welt? Wann kann ich mich selbst wieder fühlen, wie ich es vielleicht als Kind einmal konnte, unendliche Wunder, unendliches Staunen?

Zum Beispiel die glamouröse blonde Frau. Ihren Job als Anwältin wolle sie aufgeben, sagt sie, »da ist so viel mehr«, sie wolle jetzt »Yoga anbieten für Menschen, die unter einem Trauma leiden«. Sie habe eine Therapie gemacht, besuche Gesprächskreise, praktiziere Meditation. »Und doch weiß mein Körper noch immer nicht, wie sich das anfühlen soll: Vertrauen.« In einer Welt, in der laut epidemiologischen Erhebungen jedes Jahr 27,8 Prozent aller erwachsenen Deutschen von einer psychischen Erkrankung betroffen sind, wobei sich die Mehrheit nicht in Behandlung begibt, in der 90 Prozent aller erwachsenen Amerikaner ihrem Land eine



massive Krise der psychischen Gesundheit attestieren und sich die Zahl der Europäer, die sagen, sie fühlten sich »schlecht« oder »sehr schlecht«, von 2020 bis 2022 verdoppelt hat – in einer solchen Welt sehnen sich auch Menschen nach Heilung, die nie ein Arzt krankgeschrieben hat. Nicht zuletzt durch die Erfahrung der Pandemie, auch das zeigen Umfragen, stellen sich mehr Menschen als früher die Frage: »Geht es mir eigentlich gut?« Nicht selten lautet die Antwort Nein.

Die Teilnehmer schreiten zum Zeremonieraum. Jedem wird ein Platz auf einer Matratze zugewiesen. Amit Elan streicht mit einem Holzstab über eine Klangschale, während die 15 Männer und Frauen den Inhalt der Plastiktüten in heißem Wasser auflösen, bis ein milchiger bitterer Tee entsteht. Ganz langsam, Schluck für Schluck, trinken sie ihn. Amit Elan sagt zu ihnen: »Etwa eine Stunde wird es dauern, bis ihr abhebt. Der Start kann etwas wackelig werden. Aber wir sind für euch da. Seid neugierig. Flieht nicht vor den Visionen und Bildern, die auf euch zukommen. Geht darauf zu. Schaut, was sie euch sagen wollen. Der Trip wird etwa sechs Stunden dauern.« Er schaut in die Runde. Dann, leise: »Bon voyage.«

Zürich, Psychiatrische Universitätsklinik

Zuerst, sagt Franz Vollenweider, und sein Finger wandert auf dem Scan zum Kortex, der Hirnrinde mit ihren Windungen und Furchen, wirkt das Psilocybin vor allem auf die 5-HT_{2A}-Rezeptoren für Serotonin, den Botenstoff, der auch Glückshormon genannt wird. Das Serotonin stimuliert Zellen im Großhirn, diese wiederum wirken auf den Thalamus. Der Finger deutet auf eine ovale Struktur im Inneren des Gehirns. »Er verarbeitet äußere Sinnesreize. Und auch innere Reize vom Körper.« Der Thalamus funktioniert dabei wie ein Wasserhahn: Je mehr man ihn aufdreht, desto mehr Reize strömen durch ihn hindurch; beim Zudrehen wird das Gehirn vor Reizüberflutung geschützt.

Unter Psilocybin ist der Hahn besonders weit aufgedreht. Bei einer niedrigen Dosis werden die Sinneseindrücke verstärkt. Steigert man die Dosis weiter, kommen die Illusionen.

Es gibt, sagt Vollenweider, ein Netzwerk aus verschiedenen Hirnregionen, auf Englisch heißt es Default Mode Network, auf Deutsch Ruhezustandsnetzwerk. Es ist



aktiv, wenn man einfach nichts tut oder tagträumt – und maßgeblich daran beteiligt, dass sich ein Mensch als ein Selbst wahrnimmt, sich abgrenzen kann von der Welt da draußen. »Unter Psilocybin lockert sich der Informationsaustausch zwischen diesen Hirnregionen. Und damit die Grenze zwischen Ich und Du.«

De-centring nennt es Vollenweider. Das Ich tritt gleichsam aus seiner Mitte. »Das schafft eine innere Distanz, in der negative Gefühle und Gedanken nicht mehr so bedrohlich erscheinen.« Eine neue Perspektive öffne sich. Ein anderer Blick auf traumatische Erinnerungen und ähnliche Erfahrungen, eine emotionale Einsicht in die eigenen Verhaltensmuster. »Wir wissen noch nicht genau, was dabei im Einzelnen im Gehirn passiert.« Was hingegen mittlerweile belegt ist: Psychedelika regen das Wachstum und die Verknüpfung von Nervenzellen im Kortex an. Eine Depression führt dazu, dass neuronale Verbindungen verkümmern, und es sieht so aus, als würden Substanzen wie Psilocybin hier stimulierend wirken.

Steigere man die Dosis dann noch ein wenig mehr, sagt Vollenweider, folge die tiefgreifende Ich-Auflösung. Die Erfahrung des Verbundenseins mit anderen Lebewesen, der Natur, dem Kosmos, immer wieder erlebt von denen, die auf einem Trip waren.

Vor achtzig Jahren, am 19. April 1943, entscheidet sich 75 Kilometer von Zürich entfernt ein Mann dazu, 250 Mikrogramm LSD zu schlucken. Es ist Albert Hofmann, der Chemiker, der fünf Jahre zuvor erstmals die Substanz synthetisiert hat. Er arbeitet bei der Pharmafirma Sandoz in Basel. In diesem Frühjahr ist er durch Zufall in seinem Labor mit der Substanz in Kontakt gekommen und hat etwas Merkwürdiges gespürt. Nun, einige Tage danach, will er genauer wissen, was sie mit seinem Körper macht.

Aus Hofmanns Notizen: »16:20 Einnahme der Substanz. 17:00 Beginnender Schwindel, Angstgefühl, Sehstörungen, Lähmungen, Lachreiz. Mit Velo nach Hause.« Die Fahrradfahrt wird zu einem Trip, der in die Medizingeschichte eingeht.

»Alles in meinem Gesichtsfeld schwankte und war verzerrt wie in einem gekrümmten Spiegel. Auch hatte ich das Gefühl, mit dem Fahrrad nicht vom Fleck zu kommen.« Dann, zu Hause: »Jetzt begann ich allmählich, das unerhörte Farben- und Formenspiel zu genießen (...). Kaleidoskopartig sich verändernd drangen bunte



phantastische Gebilde auf mich ein, in Kreisen und Spiralen sich öffnend und wieder schließend, in Farbfontänen zersprühend (...).«

Hofmann hat die psychedelische Wirkung des LSD entdeckt, an sich selbst. Bald darauf beginnen an der Psychiatrischen Uni-Klinik in Zürich die Vorgänger von Franz Vollenweider damit, diese Wirkung erstmals genauer zu untersuchen. Sandoz schickt LSD an Psychiater und Therapeuten in aller Welt. Das Interesse ist gewaltig. Und es bleibt nicht bei nur einer bewusstseinsweiternden Droge.

Im Jahr 1957 veröffentlicht die amerikanische Zeitschrift Life einen Artikel, er ist Teil einer Serie mit dem Titel »Große Abenteuer«. Überschrift: »Auf der Suche nach dem Zauberpilz«. Autor: der Vizepräsident für Öffentlichkeitsarbeit bei der Großbank J. P. Morgan, ein Hobby-Pilzforscher. Mit seiner Frau war er in einem Städtchen im mexikanischen Bundesstaat Oaxaca, Anthropologen hatten den beiden erzählt, dass es dort bei den Mazateken einen Pilzkult geben soll. Ein Relikt einer Tradition, die einst die spanischen Konquistadoren den Indigenen austreiben wollten. Der Banker aus Amerika nahm an einer Zeremonie mit einer Heilerin namens Maria Sabina teil, die mit den »heiligen Kindern«, so nannte sie die Magic Mushrooms, kommunizierte. Anders als versprochen gibt er sich in dem Artikel nur wenig Mühe, die Identität der Heilerin zu verschleiern, gegen ihren ausdrücklichen Willen druckt Life auch Fotos von der Zeremonie. Der Artikel ist sensationalistisch, und er wird eine Sensation.

In den Jahren danach pilgern junge Westler massenweise in das mexikanische Städtchen. Die Tabus der Mazateken sind ihnen egal. Sie laufen nackt herum, haben Sex in den Maisfeldern. Die Armee errichtet Straßensperren, um den Ort vor ihnen zu schützen. Maria Sabina wird später von den Hippies zur heiligen Wilden verklärt – und von den mexikanischen Behörden der Dealerei bezichtigt. Eifersüchtige Nachbarn brennen ihr Haus nieder. Die Pilze, sagt sie, hätten durch die Ankunft der Fremden ihre Kraft verloren. Sie stirbt in Armut.

In seinem Schweizer Labor gelingt es Albert Hofmann, auch den Wirkstoff der mexikanischen Pilze zu synthetisieren – das Psilocybin. Vor allem diese beiden, LSD und Psilocybin, werden nun wissenschaftlich erkundet. Das Goldene Zeitalter der Forschung an psychedelischen Drogen setzt ein. In den 1950er- und 1960er-Jahren gibt



es Experimente mit 40.000 Probanden, über 1000 Studien erscheinen. Darin ist die Rede von einer heilenden Wirkung auf Patienten mit Depressionen, Neurosen, Angst- und Persönlichkeitsstörungen, sexuellen Dysfunktionen und Alkoholabhängigkeit.

Auch ein junger Harvard-Professor für Psychologie, Timothy Leary, bestellt bei Sandoz Psilocybin für ein Forschungsprojekt. Das läuft schon bald aus dem Ruder. Die Experimente verwandeln sich in Orgien, Künstler, Schauspieler, der Jetset, alle rennen Leary die Türen ein. Er steigt um auf das sehr viel potentere LSD. Leary wird zu einer Art Prophet, er will ein neues Bewusstsein, ein neues Land, die Revolution. Im LSD erkennt er das Mittel dazu. Die kritische Masse, um »den Verstand der amerikanischen Gesellschaft umzublasen«, seien vier Millionen Nutzer, verkündet er.

So werden Psychedelika zu den Drogen der Hippie-Bewegung. Konservative schauen mit Schrecken auf eine Generation, die gegen den Vietnamkrieg und für Bürgerrechte protestiert und scheinbar mit jedem weiteren LSD-Trip eine andere Art, zu leben und zu lieben, herbeihalluziniert. Der sorglose Konsum auch durch psychisch anfällige junge Menschen, ohne Anleitung, ohne therapeutische Begleitung, in manchmal viel zu hohen Dosierungen, führt zu einer Welle an Eingängen in den Nervenkliniken amerikanischer Uni-Städte. In den Medien erscheinen jetzt Horrorstorys. Der gefürchtete Verfall der Jugend, aus der Sicht der Konservativen ist er wahr geworden.

Die Regierung verabschiedet 1970 ein Gesetzespaket, LSD und Psilocybin werden als genauso gefährlich deklariert wie Heroin – »hohes Potenzial für Missbrauch«, und vor allem: »derzeit kein medizinischer Nutzen«. Im Jahr darauf folgt das Abkommen der Vereinten Nationen.

Als sich der junge Biochemie-Student Franz Vollenweider Ende der 1970er-Jahre für Psychedelika interessiert, gibt es weltweit so gut wie keine Forschungsprojekte mehr. Vollenweider findet sich allein wieder. Fast. Sein Chef sagt ihm, er solle den mittlerweile 72-jährigen Albert Hofmann anrufen. »Wir waren schnell beim Du. Wir hatten es gut miteinander.« Es gibt Fotos, die die beiden lachend nebeneinander zeigen. Hofmann ist besorgt darüber, dass LSD so sehr in Verruf geraten ist. Er ermutigt den jungen Vollenweider, nach Biochemie noch Medizin zu studieren, um Drogen-



Experimente an Menschen machen zu können. 1992 verabreicht Franz Vollenweider erstmals Probanden Psilocybin.

Lochem, Niederlande

Langsam kommt Bewegung in die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Retreats.

Ein Mann lacht. Immer wieder, er kichert, schüttelt ungläubig den Kopf, kichert weiter.

Eine Frau weint. Sie schluchzt, vergräbt das Gesicht in den Händen, lässt sich von ihrer Trauer schütteln. Einer der Tripsitter umarmt sie, spricht leise mit ihr, während sie weint, stundenlang, mit dem Gesicht nach unten auf der Matte liegend.

Musik schwingt sanft im Raum, mal elektronisch, mal instrumental, ein Bekannter von Amit Elan hat sie extra zusammengestellt. Sachte bewegen sich die Tripsitter umher, flüstern: »Geht es dir gut? Brauchst du etwas?« Bringen Wasser, halten Hände, umarmen, decken zu. Helfen jenen auf die Beine, die sich zu wackelig fühlen, allein auf die Toilette zu gehen. Geben anderen, die den Trip verstärken wollen, eine zweite Dosis.

Kaum jemand redet. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt. Ein Trip ist, von außen betrachtet, eine diskrete Angelegenheit. Hier gibt es nicht viel zu beschreiben. Das Drama, es findet da drinnen statt, in den Köpfen.

Zürich, Psychiatrische Universitätsklinik

Auf Franz Vollenweider folgten andere Wissenschaftler, die sich Ausnahmegenehmigungen für Studien erkämpften. Die Erforschung der Psychedelika erlebte ihre Wiederentdeckung.

2011: Charles Grob, ein Psychiatrieprofessor aus Los Angeles, veröffentlicht die Ergebnisse einer Studie mit Menschen, die lebensbedrohlich an Krebs erkrankt waren. Nachdem sie einmalig 0,2 Milligramm Psilocybin pro Kilogramm Körpergewicht genommen hatten, verbunden mit therapeutischer Betreuung, gingen ihre Ängste signifikant zurück.

2014: Der Schweizer Psychiater Peter Gasser kommt mit Kollegen zu ähnlichen Ergebnissen. Er hat Patienten, die an einer lebensbedrohlichen Krankheit litten,



zusätzlich zur Psychotherapie zwei Dosen LSD verabreicht. Der positive Effekt hielt auch nach einem Jahr noch an.

2016: Robin Carhart-Harris, Neurowissenschaftler am Londoner Imperial College, publiziert mit Kollegen im renommierten Fachjournal The Lancet das Resultat einer Studie mit zwölf depressiven Patienten, denen Medikamente nicht helfen konnten. Zwei Dosen Psilocybin, jeweils 10 und 25 Milligramm im Abstand von einer Woche, führten bei der Mehrheit von ihnen zu einer deutlichen Verbesserung der Symptome. Sie hielt auch nach drei Monaten an.

2018: Die amerikanische Arzneimittelbehörde erteilt Psilocybin den Status einer »bahnbrechenden Therapie« – so etwas tut sie, wenn es erste Erkenntnisse gibt, dass eine neue Methode besser wirkt als bislang verfügbare Behandlungen.

2022: Im New England Journal of Medicine erscheint die bislang gründlichste Studie. In zehn Ländern haben 233 Menschen, bei denen Antidepressiva keine Wirkung zeigten, Psilocybin einmalig bekommen, auch hier verbunden mit therapeutischen Sitzungen. Und auch hier zeigte die 25-Milligramm-Dosis Erfolge, bei immerhin 29 Prozent der Behandelten waren die Symptome nach drei Wochen zurückgegangen.

2023: In den USA sind die ersten Studien mit Kriegsveteranen angelaufen: Können psychedelische Drogen helfen, die Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung zu verbessern? In Deutschland unterstützt die Bundesregierung eine große Studie in Mannheim und Berlin zum Thema Psilocybin und Depression mit fünf Millionen Euro.

Depression ist eine Volkskrankheit. »Trotzdem verstehen wir sie noch nicht wirklich«, sagt Franz Vollenweider. Seit vor 35 Jahren Prozac und ähnliche Antidepressiva auf den Markt kamen, hat die Pharmaindustrie keine erfolgreichen neuen Wirkstoffe mehr entwickelt. Die klassischen Antidepressiva führen nicht selten zu starken Nebenwirkungen, und sie helfen bei Weitem nicht jedem, der sie einnimmt. Vollenweider ist sich deshalb sicher: Psychedelika können hier – zumindest teilweise – eine Lücke füllen. »Depressive haben ein sehr zentriertes Ich, sie kreisen mit ihren Gedanken ständig um sich selbst. Das wird durch Psilocybin durchbrochen. Sie lassen mehr von ihrer Umwelt herein.«



Das Verbot der Psychedelika verliert langsam seinen Schrecken. In Deutschland bleibt Psilocybin zwar illegal. Aber in den USA sind Besitz und Anwendung zu Therapiezwecken inzwischen in zahlreichen Städten und einigen Bundesstaaten erlaubt, in Australien dürfen es Psychiater ab Juli verschreiben. Unter den Fachleuten bringen sich verschiedene Fraktionen in Stellung. Manche verweisen darauf, dass es noch die Ergebnisse weiterer Studien braucht, mit mehr Teilnehmern, über längere Zeiträume hinweg. Auch die großen Pharmakonzerne zögern noch: Die Einnahme ist mit einer Psychotherapie verbunden, das macht Studien mit Substanzen wie Psilocybin besonders teuer.

Andere scheinen in Psychedelika schon jetzt einen bequemen Ausweg zu sehen, eine Art Wundermittel, das eine langwierige Psychotherapie einfach ersetzen kann. Einmalig eine möglichst hohe Dosis, gefolgt von einem schönen spirituellen Erlebnis, am Ende die Heilung – und die Gesundheitssysteme, weltweit durch die Zunahme der seelischen Krankheiten unter Druck, sind von heute auf morgen entlastet.

Nicht nur Franz Vollenweider hält diese Vorstellung für gefährlich. Allein schon um das zu verarbeiten, was auf einem Psilocybin-Trip mit einem geschehen kann, sei eine Begleitung durch medizinische Fachleute sehr wichtig, sagt er.

Lochem, Niederlande

Als die 15 Frauen und Männer langsam zurückkehren, spielen die Tripsitter Musik. Querflöte, Gitarre, das indische Instrument Shrutibox, sie singen und summen, sie holen sie nach Hause. Und als alles vorbei ist, stehen die Frauen und Männer auf, gehen in die Stube und essen ihr erstes Mahl an diesem Tag, schweigend, denn sie sind angehalten, das Erlebte sacken zu lassen.

Erst am Morgen danach treffen sie sich zum Gesprächskreis. Jeder soll erzählen, was er erlebt hat. Wer dran ist, hält ein rosa Plüschtier im Arm, und wer als Zuhörer das Gefühl hat, »Das kenne ich«, kann mit ausgestreckten Armen eine pantomimische Klavierspieler-Geste machen.

Einer beschreibt es so: »Da war eine wunderschöne Landschaft, in der jeder zu sein schien, den ich jemals geliebt habe. Und über diese Landschaft legten sich die Worte ›göttliche Einheit‹«.



Eine weint: »Was alles um uns herum passiert, so viel Leid, so viel Trauer, das ist doch gar nicht auszuhalten.«

Die blonde Frau sagt über ihren Trip: »Ich fühlte mich allein. Und emotional aufgewühlt.«

Andere sagen, sie seien durch Räume voller Licht und Verbundenheit gewandelt. Sie hätten Antworten auf ihre Fragen gefunden.

Und einer fasst es so zusammen: »Das ist nichts für Leute mit schwachen Nerven.« Viele Klavierspieler-Gesten.

In den folgenden Tagen werden Amit Elan und die Tripsitter versuchen, das Erlebte mit den Teilnehmern zu verarbeiten. Sie werden gemeinsam singen und tanzen, sie werden malen, schreiben, meditieren. Es wird Yogastunden geben, weitere Gesprächsrunden und psychologische Einzelsitzungen. Amit Elan wird versuchen, die Erwartungen herunterzuschrauben, er wird den Teilnehmerinnen und Teilnehmern sagen, es komme nur äußerst selten vor, dass jemand spontan durch einen Trip geheilt werde. Alles, was sie hier täten, trage zum »healing« bei, das Singen und Tanzen, das Malen und Meditieren, vor allem aber die Solidarität innerhalb der Gruppe. Und dann ist da ja noch die zweite Zeremonie. Elan sagt, sie werde tiefer dringen, werde noch mehr öffnen und einiges versöhnen.

Erst seit 2019 bietet er seine Retreats an und ist doch schon einer von den Etablierten. Kürzlich habe ihn eine schwedische Firma kontaktiert, die ein psychedelisches Retreat für Geschäftsleute aus Singapur anbieten wollte. Mehr und mehr Anbieter springen jetzt auf den Zug auf. Da ist zum Beispiel das »Women's Only Psychedelic Retreat« in Spanien für 1234 Euro. Oder das achttägige »Mushroom All Inclusive Retreat Luxury Oceanview« an einem mexikanischen Strand für 6997 Dollar. Goldgräberstimmung. Der Markt unreguliert, die rechtliche Lage in vielen Ländern nebulös, die therapeutische Betreuung bei vielen Retreats eher fragwürdig.

All die wissenschaftlichen Studien, all die Erfolge bei der Behandlung klinischer Depressionen – damals in den 1960er-Jahren führten sie in die Gegenkultur der Hippies und Kriegsgegner. Und heute? Elan ist gerade zurück aus Kolumbien, erzählt er, wohin ihn ein reicher Tech-Unternehmer eingeladen hatte. Der Unternehmer versammelte eine

Gruppe Israelis, Palästinenser und orthodoxer Juden aus den USA zur gemeinsamen Ayahuasca-Zeremonie beim Stamm der Inga. Es ging um Völkerverständigung. Ein Drogentrip für den Frieden. Und das war nur ein Pilotversuch. Weitere Weltkonflikte sollen folgen.

Da ist – ähnlich wie damals – eine Heilserwartung, die keine Substanz der Erde jemals einlösen wird. Da scheint aber manchmal noch eine andere Erwartung zu sein, und die wirkt durchaus realistisch: dass sich mit der gesellschaftlichen Normalisierung der Psychedelika ein Kundenkreis öffnet, der ziemlich groß werden könnte.

Berlin, Soho House

Im Publikum sitzen elegant und extravagant gekleidete Menschen, eine Frau hat sich trotz des Berliner Regenwetters für ein blütenweißes Kleid zu weißem Hut und weißen Cowboystiefeln entschieden. In diesem Privatclub, jährliche Mitgliedsgebühr ab 1800 Euro, findet derzeit einmal im Monat ein Event der Reihe »Psychedelic Conversations« statt, präsentiert vom New Health Club, einer »Lifestyle-Plattform« mit Podcasts, Newslettern und YouTube-Serien. Auf der Bühne sitzt deren Gründerin Anne Philippi in elegantem Blazer. Sie war mal Journalistin, hat lange als Korrespondentin in Los Angeles gelebt (und auch einige Artikel für die ZEIT geschrieben). Nach einer LSD-Therapie bei einer Untergrundpsychiaterin entdeckte sie für sich eine neue Aufgabe: Botschafterin für Psychedelika.

Die Menschen, hat Anne Philippi ein paar Tage zuvor gesagt, »sollen bei Psychedelika nicht mehr an Hippies im Delirium denken, am besten überhaupt nicht mehr an Drogen. Sondern einfach an Substanzen, die helfen können.« Der Zeitgeist spielt ihr in die Hände. Psychedelika haben in den vergangenen Jahren die Populärkultur zurückerobert. In der Netflix-Dokumentation Psychedelische Abenteuer erzählen der Sänger Sting und andere Prominente von ihren Trips. In der Serie The Goop Lab, ebenfalls auf Netflix, schickt die Schauspielerin Gwyneth Paltrow Mitarbeiter ihres Wellness-Unternehmens auf einen Mushroom-Trip nach Jamaika. In seiner Autobiografie schreibt Prinz Harry, auch er habe Magic Mushrooms genommen, woraufhin auf der Toilette einem Mülleimer ein Kopf gewachsen sei. Der Kopf habe gegrinst. Und zahlreiche Artikel und Reportagen bestaunen einen Trend aus dem



Silicon Valley: Microdosing, die regelmäßige Einnahme winziger Mengen LSD ohne psychedelischen Effekt.

Neben Anne Philippi auf der Bühne sitzt ein Mann mit Designerbrille und Rollkragenpulli, den Pulli zieren aufgenähte Augen. Der Schuhdesigner Patrick Cox war im London der 1990er-Jahre eine Legende, bis er seine Firma verlor und abstürzte, Depression, Drogen, Zusammenbruch. Sein guter Freund Elton John nahm seinen Hund in Obhut und schickte ihn in die Entzugsklinik. Jahrelange Gesprächstherapie, »hat alles nichts genutzt«, erzählt Cox dem Publikum. Die Erleuchtung sei erst gekommen, als er das getrocknete Drüsensekret einer Kröte aus der mexikanischen Sonora-Wüste geraucht habe. Sie enthält das überaus potente Psychedelikum 5-MeO-DMT. Heute bietet Patrick Cox selbst Krötensitzungen an und entwirft »bewusstseinsweiternde Kleidung«.

Mit ihrem New Health Club lädt Anne Philippi auch zu Veranstaltungen wie »Psychedelics & Leadership«. Nach eigenen Angaben ist sie Teilnehmerin einer Studie an der University of Maryland – da geht es nicht um Depressionen, sondern um die Frage, ob Unternehmer, die Psychedelika einnehmen, einen freundlicheren Kapitalismus bauen. »Wir sind die Generation, die diese Techniken normalisiert, sie auf spezielle Bedürfnisse zuschneidet.« Sie wolle demnächst selbst Retreats in den Niederlanden anbieten, zum Beispiel für Banker, die von ihrer Arbeit eine posttraumatische Belastungsstörung davongetragen haben. Sie frage sich, ob Psychedelika nicht etwas für ukrainische Flüchtlinge sein könnten. »Sex and Psychedelics« sei auch ein »Riesenthema«. Der neueste Trend allerdings, berichtet sie jetzt dem Publikum im Soho House, »ist Psychedelic Parenting«.

Ihr Schuhdesigner aus London hat so witzig und schnoddrig von seiner Wiedergeburt dank der Kröte aus Mexiko erzählt, dass die Besucher begeistert sind. »Jetzt ist nur noch die Frage: Wo kriegen wir das Zeug her?«, ruft eine elegante Dame. »Ich weiß, wo man in Berlin Ayahuasca bekommen kann. Aber Kröte?!«

Zürich, Psychiatrische Universitätsklinik

»Wenn ich noch einen höre, der ›It's so amaaaazing!‹ ruft ...«, sagt Franz Vollenweider und lacht. Er klappt den Computer mit dem Gehirnsan zu. »Die



psychedelische Erfahrung ist lustvoller, farbiger, sie zeigt, wie intensiv wir leben können. Und natürlich erzeugt das eine große Sehnsucht. Nach der Verbundenheit mit anderen. Nach Empathie, Kreativität, kognitiver Flexibilität.« Deshalb habe das Ganze auch etwas Verführerisches. »Manche glauben, sie hätten dann den Durchblick und könnten mehr sehen als der Durchschnitt. Dieses Guruhafte, dass die Leute meinen, sie wüssten, was das Glück der anderen ist – da ist man dann wieder in den 1960er-Jahren.«

Psychedelika ermöglichten eine besondere Wahrnehmung der Welt, sagt Vollenweider. »Letztlich ist es ein Lob des Schauens.« Vor einiger Zeit hat er angefangen, mit Langzeit-Meditierenden zu arbeiten. Es gibt einen Dokumentarfilm darüber, *Descending the Mountain*. Vollenweider fand heraus, dass die Verbindungen zwischen den Hirnarealen, die für die Erfahrung des Selbst zuständig sind, bei den Meditationserfahrenen bereits gelockert sind – die Hirnscans sahen so ähnlich aus wie die, die er von seinen Studien mit Psychedelika kannte. »Dieses Aus-der-Mitte-Treten bei hoher Aufmerksamkeit, das wir unter Psilocybin sehen – das ist genau das, was die üben.« Ganz ohne Halluzination und Drogen.

Lochem, Niederlande

Die Teilnehmer haben das Bauerngehöft verlassen, das Retreat ist vorbei. In ihrer WhatsApp-Gruppe wird permanent gechattet. Sie wirken wie frisch verliebt, schicken sich gegenseitig Herzen und Buchtipps, Fotos von ihren Kindern und Katzen. Sie singen, kaufen Pflanzen, gehen eisbaden, eine hat zum ersten Mal seit Jahren das Bedürfnis, morgens im Bad zu tanzen, einer berichtet davon, dass er über Ganzkörperätowierungen nachdenke. Die blonde Frau schickt Gedichte, Lieder und viele warme Worte in die Gruppe und erzählt am Telefon, dass sie jetzt Sicherheit in ihrem Körper verspüre.

Sie fragen sich, was aus alledem wird, wenn ihr altes Leben sie wieder vereinnahmt hat. Einer hat das Schild mit seinem Namen, das beim Retreat vor seinem Zimmer hing, zu Hause an der Schlafzimmertür befestigt. Damit er nicht vergisst.

Das verlorene Boot

Am 22. Februar macht sich ein Schiff in der Türkei auf den Weg nach Europa. An Bord hoffen etwa 180 Geflüchtete auf ein besseres Leben. Doch kurz vor Italiens Küste sinkt das Schiff. Obwohl europäische Behörden es bereits Stunden zuvor gesichtet hatten. Warum hat niemand geholfen?

Von Lena Kampf, Kristiana Ludwig und Simon Sales Prado, Süddeutsche Zeitung, 02.06.2023

Noch sind die Parkplätze in Steccato di Cutro leer, die Eisdielen mit Brettern verbarrikadiert. Mitte März ist es noch kühl in Kalabrien, ganz im Süden Italiens. Nicht mehr lange, dann werden Urlauberinnen und Urlauber hier die kleine Freiheit suchen, mit Sonnencreme und Luftmatratze, und werden nicht mal ahnen, was an diesem Strand geschehen ist.

Jetzt, im März, spült einem das Meer die Beweise noch vor die Füße. Schuhe liegen im Sand, nasse Socken. Ein rosa Oberteil in Kindergröße, eine zerrissene Jacke, Holzsplitter. Fragt man die Menschen hier in der Gegend, erzählen sie, wie sie in den vergangenen Wochen am Meer entlangspazierten und dann die toten Körper sahen. Sie drehten sich in der Brandung und wurden wieder zurück ins Meer gezogen. Wie Treibholz.

Wenn Assad Almulqi einige Kilometer entfernt durch das breite Fenster der Hotellobby schaut, kann er das Meer sehen, in dem sein Bruder Sultan starb. Sie waren gemeinsam im Wasser, er hatte ihn festgehalten, zwei Stunden, vielleicht drei. Doch als endlich Rettung gekommen sei, sagt Almulqi, sei Sultan bereits in seinen Armen erfroren gewesen.

Das Boot, mit dem er und die anderen unterwegs gewesen waren, hieß *Summer Love*, ausgerechnet. Am Morgen des 26. Februar war es vor der Küste von Steccato di Cutro auf eine Sandbank aufgelaufen und zerborsten. 94 Menschen starben, unter ihnen

mindestens 35 Kinder. Es war das größte Bootsunglück im Mittelmeer in diesem Jahr, bis zu 30 Menschen werden vermisst.

Schon Stunden vorher allerdings wussten die italienischen Behörden von dem Holzboot, das Kurs auf Europa nahm. Und so stellen sich am Strand von Steccato di Cutro, über dem auch Wochen nach dem Unglück noch ein Hubschrauber fliegt und an dem nach und nach die Habseligkeiten der Toten angespült werden, mindestens zwei Fragen: Wäre das Sterben vermeidbar gewesen? Und wenn ja, wer trägt die Verantwortung?

Die Suche nach Antworten wird einen in die Küche eines Fischers führen, in ein Ankunftszentrum am Stadtrand von Hamburg und auf dem Weg dahin tief hinein in die europäische Migrationspolitik. Zunächst führt sie aber in die Sporthalle von Crotona, eine gute halbe Autostunde vom Strand entfernt.

Nach dem Unglück sind dort die Fenster gekippt, das Sonnenlicht scheint auf die Mitte des Spielfelds. Auf die Särge, neben manchen liegen Kuscheltiere. Die Fotos rauschen zu dieser Zeit durch die Nachrichtensendungen und das Internet. Auf einem Video sieht man Assad Almulqi, der weinend auf dem Boden hockt und den Sarg seines Bruders umarmt. Sultan, gestorben zwei Tage vor seinem siebten Geburtstag.

Warum hat ihn niemand gerettet?

Eine Rekonstruktion der Route der *Summer Love* ist auch eine Rekonstruktion aller Maßnahmen, die Flüchtenden den Weg in die Europäische Union erschweren sollen. Deren Politikerinnen und Politiker haben Abkommen geschlossen und Grenzschutzagenturen gegründet, und wenn es eine Reform der Migrationspolitik gab, dann immer nur mit dem Ziel, diese zu verschärfen. Doch weil Menschen wie Assad Almulqi fliehen, egal wer in Brüssel was wie beschließt, bedeuten all diese Maßnahmen nur, dass die Menschen auf ihrem Weg immer größere Gefahren eingehen. Zum Beispiel, dass sie von der Türkei nicht den direkten Seeweg nach Griechenland wählen, sondern wie die *Summer Love* einen Umweg. Tausend Kilometer auf dem Mittelmeer, bis nach Italien.

Allein im ersten Quartal 2023 starben nach Angaben der Vereinten Nationen 441 Menschen auf der Flucht übers Mittelmeer, so viele wie seit sechs Jahren nicht mehr. Das Meer, an dessen Stränden sich die Urlaubsgäste sonnen, ist die gefährlichste Fluchtroute der Welt. Das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen zählte allein im vergangenen Jahr 25 Schiffe in Seenot in griechischen Gewässern, die eigentlich auf dem Weg nach Italien waren. Mehr als 16 000 Menschen erreichten Italien nach tagelanger Überfahrt aus der Türkei. Die *Summer Love* aber war nicht das erste Boot, das kenterte.

Am 10. August 2022 sank ein Boot vor der griechischen Insel Rhodos, dreißig Menschen gelten als vermisst. Überlebende berichteten, sie hätten versucht, vom türkischen Antalya aus Italien zu erreichen.

Am 6. September 2022 starb ein vierjähriges Mädchen, weil auf einem Schiff südlich von Kreta Nahrung und Wasser ausgegangen waren. 63 Menschen wollten von Libanon aus nach Italien fahren, das sind mehr als 1800 Kilometer.

Am 6. Oktober 2022 zerschellte ein Boot an den Klippen der griechischen Insel Kythira. Es hatte in Izmir abgelegt, ebenfalls mit dem Ziel Italien. 80 Menschen aus Afghanistan wurden gerettet, neun starben. Sechs gelten als vermisst.

Die Geschichte von Assad Almulqi, dem jungen Mann, der seinen Bruder verloren hat, ist somit eine von vielen, die erzählt werden könnten. Am vergangenen Pfingstwochenende fing die italienische Küstenwache ein Boot mit 151 Geflüchteten kurz vor Kalabrien ab, 34 allein reisende Minderjährige waren mit an Bord. Alle diese Geschichten beginnen mit der Verzweiflung, die irgendwann so groß wurde, dass die Menschen ein großes Risiko eingingen, in der Hoffnung auf ein neues, besseres Leben irgendwo in Europa.

Almulqi ist einer von 18 Überlebenden des Unglücks, die mit Reporterinnen und Reportern der *Süddeutschen Zeitung*, dem Investigativbüro *Lighthouse Reports*, der italienischen Tageszeitung *Domani*, dem britischen Fernsehsender Sky News sowie den Zeitungen *El País* und *Le Monde* gesprochen haben. Das Team hat Kommunikation zwischen Grenzschützern, Polizisten und Behörden sowie interne Flugberichte

ausgewertet und mit Angehörigen von Opfern gesprochen, um die Fahrt der Summer Love zu rekonstruieren.

Was ist auf dem Boot passiert, in den Tagen vor dem Unglück?

Trifft man Assad Almulqi am Hotel, sitzt vor einem ein Mann mit tiefer Stimme und breiten Schultern. Erst wenn er lacht, fällt auf, dass er erst 22 Jahre alt ist.

Almulqi ist in Damaskus geboren, er war zehn Jahre alt, als der syrische Diktator Baschar al-Assad 2011 den Krieg gegen seine eigene Bevölkerung begann. Drei Jahre blieben Almulqi und seine Familie, dann flohen sie. Bis in die Türkei, wo der kleine Bruder Sultan geboren wurde, wo sie aber in den vergangenen Jahren immer wieder die Abschiebung gefürchtet hätten, sagt Almulqi. Er fasste den Plan, bei Verwandten in Deutschland unterzukommen. Sein Vater sagte zu ihm: Nimm deinen kleinen Bruder mit.

Die erste Etappe bis nach Italien war von Schleppern arrangiert worden, rund 8000 Euro haben sie pro Person verlangt. Sie hatten Assad Almulqi und die anderen Menschen am 21. Februar in ein Haus in Istanbul bestellt, etwa 180 Leute, unter ihnen viele, die aus Afghanistan geflohen waren.

Ein Mann mit seiner Frau, zwei Töchtern und zwei Söhnen. Nur der Vater und ein Sohn haben überlebt.

Eine Großfamilie von fast zwanzig Personen. Nur drei Brüder und ein Cousin haben überlebt.

Ein Zwanzigjähriger mit seiner Mutter und seinem Vater. Er kann den Moment genau beschreiben, als seine Eltern auf dem Schiff von einer Welle getroffen und ins Meer gezogen wurden.

Sie alle berichten, wie sie bei Istanbul in Transporter gestiegen seien, wie sie nach mehreren Stunden Fahrt an einem Wald ankamen. Sie seien über Steine und Gestrüpp gefallen, Kinder hätten geweint. Mehrere Stunden seien sie gegangen, bis sie gegen drei Uhr nachts einen Strand erreicht hätten, nahe der Stadt Çeşme.

Von hier kann man bei gutem Wetter schon europäischen Boden sehen. Die griechische Insel Chios ist zwölf Kilometer entfernt. Doch über die Einreise nach

Griechenland erzählt man sich Schlimmes, das wissen die Leute, die Griechen prügeln Menschen an den Grenzen fort und stießen ihre Boote zurück ins Meer.

Diese Formen von Gewalt und sogenannte Pushbacks, also das Zurückdrängen von Ankommenden an den Grenzen, sind gut dokumentiert. In Griechenland oder auch Kroatien hätten Beamte Menschen erniedrigt und geschlagen, mit Waffen, Stöcken oder Ästen, berichtet das europäische Anti-Folter-Komitee. Es komme vor, dass solche Beamte dabei ihre Erkennungsmarken abnahmen und Sturmhauben aufsetzten. An den Seegrenzen – das betrifft vor allem Griechenland – habe die Küstenwache Boote mit Geflüchteten auf dem Wasser zurückgedrängt. Ihnen würde Treibstoff oder gleich der Motor abgenommen. Das Komitee habe glaubwürdige Berichte darüber erhalten, dass Menschen, die bereits das Festland erreicht hatten, von Beamten wieder in Schlauchboote gesetzt, „zurück auf das Meer hinausgeschleppt und ins Wasser geworfen“ worden seien.

Mitte Mai veröffentlichte die *New York Times* Videoaufnahmen von einer solchen Aktion verummter Männer, die zwölf Menschen, darunter ein wenige Monate altes Baby, auf der Insel Lesbos auf ein Schlauchboot zwingen und es auf dem Meer zurücklassen. Auf Anfrage nahm die griechische Regierung weder zu diesem Bericht noch zu den Vorwürfen des Anti-Folter-Komitees Stellung.

Solche Pushbacks verstoßen gegen fundamentale Vorgaben des Völkerrechts und des Europarechts. Sie sind illegal.

Dass es in Griechenland regelmäßig zu Gewalt kommt, hängt auch mit der unheilvollen Wirkung eines Deals zusammen, den die damalige Bundeskanzlerin Angela Merkel von der CDU im Jahr 2016 für die EU mit dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan aushandelte. Die Türkei sollte Menschen daran hindern, auf die griechischen Inseln überzusetzen, und all jene, die schon dort waren, zurücknehmen. Dafür bekam sie von der EU bis heute fast neun Milliarden Euro und die Zusage, dass die EU Geflüchtete direkt aus der Türkei aufnehmen werde. Heute ist die Zahl der Ankommenden auf den griechischen Inseln zwar gesunken. Aber die EU hat kaum Menschen aus der Türkei ausgeflogen.

Stattdessen herrschen auf beiden Seiten der Ägäis Nationalismus und Hass auf Geflüchtete. Die Türkei weigert sich, Menschen von den Inseln zurückzunehmen. Griechenland weigert sich, sie zu behalten – und versucht deshalb mit aller Macht, ihre Ankunft zu verhindern.

Die Schlepper in Istanbul versprachen ihren Kunden auch deshalb ein großes Schiff nach Italien, in das nur wenige Leute steigen würden. Vor ihnen lag dann aber ein kleines Boot, das schnell überfüllt war und dessen Motor nach nicht einmal drei Stunden Fahrt Probleme machte.

Die Schlepper, vier Männer, telefonierten, dann schaukelte das Boot antriebslos auf dem Wasser, erzählen Überlebende. Sie warteten.

Almulqi erinnert sich daran, dass ein zweites Boot kam, in das die Menschen auf hoher See umsteigen mussten. Dieses zweite Boot ist die *Summer Love*. „Die Wellen waren so hoch, dass die Leute beinahe fielen, als sie das Boot wechselten“, sagt er. Sie hoben zuerst die Kinder ins neue Boot, dann halfen sie den Frauen. „Es war eine Katastrophe“, sagt Almulqi, „die erste Katastrophe, sozusagen.“

Die *Summer Love* ist größer als das erste Boot, etwa 25 Meter lang und blau angestrichen. Eine traditionelles, türkisches Motorsegelboot aus Holz, ein sogenanntes Gulet, dem jemand die zwei Masten abgenommen hatte. Normalerweise werden mit solchen Booten Touristen die Küste der Ägäis entlanggeschippert. Die *Summer Love* hat Platz für etwa 16 Kojen. Viel zu wenige für die 180 Passagiere die nun an Bord gingen. Einige der Überlebenden empfanden das neue Schiff zunächst als sicherer, aber auch die *Summer Love* war überfüllt.

Auf einem Video sieht man, wie die Menschen unter Deck an den Holzwänden lehnen und mit angewinkelten Beinen auf den Dielen hocken. Ein kleines Kind schläft im Arm seiner Mutter, ein anderes hat sich rücklings auf den Boden gelegt. Auch dieses Boot hat Probleme mit dem Motor, Almulqi sagt, es musste Dutzende Male anhalten.

Überlebende beschreiben die Stimmung als angespannt, berichten von Tagen ohne Lebensmittel, viele hatten kein Wasser mehr. Einige von ihnen gerieten mit den Bootsleuten aneinander, weil die den Passagieren verboten, ihre Angehörigen anzurufen oder an Deck zu rauchen, auch Almulqi erzählt das so.

Er spricht mit klarer Stimme und schnellen Sätzen über seine Erlebnisse auf dem Schiff, die zu diesem Zeitpunkt, als man ihn am Hotel trifft, in dem die Überlebenden untergebracht sind, nicht einmal drei Wochen her sind. Wie es ihm geht, lässt sich erahnen, als er um eine Pause bittet. Nachdem er von der Stimmung an Bord erzählt hat, raucht er erst mal eine Zigarette, bevor er weitererzählt.

Ein Video, das jemand unterwegs aufgenommen hat, zeigt eine Bootsfahrt unter blauem Himmel, die Sonne scheint. Die Schlepper haben den Passagieren zwar verboten, während der Überfahrt an Deck zu gehen, jetzt aber sitzen dort Menschen. Einige heben ihre Hände in die Höhe, sie lachen und schreien auf Urdu und Paschtu in die Handykamera: „Italien, wir kommen!“

Vier Tage dauerte die Fahrt.

Am Abend des 25. Februar überfliegt die *Eagle 1*, ein Flugzeug der europäischen Agentur für Grenz- und Küstenwache, das Meer. Im Auftrag der Operation Themis, wie die griechische Göttin der Gerechtigkeit und Ordnung. Die Agentur Frontex wurde 2004 gegründet, um die nationalen Küstenwachen und Sicherheitsbehörden der Außengrenzländer der EU zu unterstützen. Gemeinsam überwachen sie die Küsten und das offene Meer mit Flugzeugen, Drohnen und sogar Satelliten. Kein Schiff auf dem Weg nach Europa soll unbemerkt bleiben.

Was nun passiert, kann man in einem internen Bericht von Frontex nachlesen, der der SZ und ihren Medienpartnern vorliegt.

Die Satellitentelefon-Erfassungsanlage an Bord des Flugzeugs ortet ein Signal der *Summer Love*, offenbar hat einer der Schmuggler einen Anruf in die Türkei abgesetzt. Das Flugzeug nähert sich dem Boot, um 22.26 Uhr filmt die Bordkamera die *Summer Love*. Das Video wird live in die Zentrale von Frontex in Warschau übertragen, wo auch italienische Grenzschrützer sitzen, und in italienische Behörden.

Die *Summer Love* ist zu diesem Zeitpunkt etwa 70 Kilometer von der italienischen Küste entfernt und mit sechs Knoten in Richtung Capo Rizzuto unterwegs. Das Schiff ist zwar noch auf internationalen Gewässern, aber bereits in der italienischen Seenotrettungszone.

Überlebende berichten, sie hätten das Flugzeug gehört, die Schmuggler hätten sie aber gezwungen, unter Deck zu bleiben. Der *Eagle 1* fällt das Schiff trotzdem auf. Aufgrund von Wärmemessungen vermuten die Grenzwächter viele Menschen an Bord, obwohl die Spezialkamera nur eine Person an Deck erfasst. Frontex notiert, dass das Boot nicht registriert sei und keine Signale über den Transponder sende. Im Frontextbericht heißt es: „verdächtiges Zielobjekt“ und „mögliches Migrantenboot“.

Wenig später fliegt die *Eagle 1* zurück – angeblich, so lässt Frontex später in einer Mitteilung verlauten, weil die Maschine keinen Treibstoff mehr hat.

In dem internen Bericht der *Eagle-1*-Mission wird ein anderer Grund angegeben. Dort heißt es, die *Eagle 1* habe wegen „starker Winde“ früher abdrehen müssen. Ein Detail. Aber ein entscheidendes, wenn es um die Frage geht, ob die Behörden schon zu diesem Zeitpunkt hätten Hilfe schicken müssen.

Auch in einer E-Mail, mit der Frontex den Bericht um 23.03 Uhr an die italienische Küstenwache, die Zollbehörde Guardia di Finanza und die Seenotrettungsleitstelle in Rom über die „Sichtung eines Segelboots“ sendet, werden die aktuellen Seebedingungen genannt: eine Vier auf der Douglas-Skala, das heißt „mäßig bewegte See“ – mit Wellen bis zu 2,5 Metern. Das beobachtete Boot habe laut Frontex aber einen guten Auftrieb. Berichtet wird auch von der Wärmemessung, der Vermutung, dass sich unter Deck Migranten befinden und dass keine Rettungswesten sichtbar seien. Ein zweites entscheidendes Detail.

Frontex ist nicht zuständig dafür, zu entscheiden, ob ein Schiff in Seenot ist. Diese Entscheidung treffen die nationalen Behörden. Der Bericht der europäischen Grenzschützer erreicht nachweislich die in Italien zuständigen Akteure, die vor der italienischen Küste das Leben von Menschen auf See sichern sollen.

Warum also haben sie es nicht gesichert?

Wann ein Boot in Seenot ist, ist nicht immer eindeutig. Faktoren, an denen sich eine Notlage erkennen lässt, listet Frontex auf: unter anderem schlechte Wetterbedingungen, Überladung, Ausfall des Motors, Probleme mit der Navigation, fehlende Rettungswesten. Die *Summer Love* erfüllt zu diesem Zeitpunkt bereits mindestens zwei dieser Kriterien. Und selbst wenn unklar ist, in welcher Situation

genau sich ein Schiff und die Passagiere befinden, sind die nationalen Behörden verpflichtet, die Lage an Bord zu kontrollieren. Die E-Mail von Frontex jedoch scheint die Italiener nicht zu alarmieren.

Die Zollbehörde Guardia di Finanza kontaktiert die Küstenwache in der Stadt Reggio Calabria mit dem Hinweis, das Boot müsse überprüft werden. Die Küstenwache soll geantwortet haben, sie habe bisher kein Rettungsboot für den Einsatz vorbereitet.

Also schickt die Zollbehörde zwei ihrer Kontrollboote in Richtung der *Summer Love*. Am frühen Morgen müssen sie jedoch aufgrund des schlechten Wetters wieder umdrehen, die Zollbeamten melden dies der Küstenwache. Die verfügt über Boote, die auch solchem Wetter standhalten können. Doch laut einem internen Protokoll der Zollbehörde soll die Küstenwache geantwortet haben, sie habe bisher keinen Notruf erhalten, und darüber hinaus sei es nicht sicher, ob sich tatsächlich Migranten an Bord befinden. Warum die Küstenwache trotz der eindeutigen Frontex-Meldung zu dieser Einschätzung kommt, beantwortet die Behörde auf Nachfrage offiziell nicht.

Inoffiziell spricht ein hochrangiger Beamter der italienischen Küstenwache von Fehlern der Zollbehörde. Diese hätte einen Seenotrettungsfall ausrufen müssen, als ihre Schiffe umdrehen mussten. Selbst wenn die Passagiere der *Summer Love* vielleicht zu diesem Zeitpunkt noch nicht in Lebensgefahr waren, hätte das Risiko in Betracht gezogen werden müssen.

Obwohl bekannt ist, dass überfüllte Boote wie die *Summer Love* jederzeit verunglücken und die Passagiere dann innerhalb von Minuten ertrinken können, vergehen nun Stunden, in denen keine italienische Stelle das Boot noch überwacht. Auch Frontex schickt kein Flugzeug mehr.

An Bord der *Summer Love* drängen Passagiere zu diesem Zeitpunkt die Bootsleute, einen Notruf abzusetzen, erzählen Überlebende. Doch die Schlepper weigern sich, vermutlich haben sie kein Interesse daran, den italienischen Behörden ausgeliefert zu sein. Der Mann, der an Bord „Kapitän“ gerufen wird, soll den Passagieren gesagt haben, dass sie bald die italienische Küste erreichen würden. „Wir sollten einfach ruhig und geduldig bleiben“, erzählt einer der Überlebenden. Trotz der starken Wellen setzt das Boot seinen Weg fort.

Die Regierung auf der anderen Seite der italienischen Küste, in Rom, fährt einen strengen Antimigrationskurs, und das nicht erst seit die Rechtspopulistin Giorgia Meloni Ministerpräsidentin ist. Schon ihre Vorgänger tolerierten, dass Schiffe ziviler Seenotretter beschlagnahmt und die Helfer als Schlepper juristisch verfolgt wurden. Im Februar, einen Tag nachdem die *Summer Love* in der Türkei abgelegt hatte, trat eine von Meloni veranlasste Verschärfung in Kraft, die Rettungsschiffe müssen nun weit entfernte Häfen in Norditalien ansteuern und können damit nicht mehr mehrere Einsätze fahren. Die italienische Regierung begründet das Gesetz damit, die Organisationen würden Schleppern helfen und Anreize für Migranten schaffen. Die Folge: Im Mittelmeer sind immer weniger zivile Seenotretter unterwegs.

In den Morgenstunden des 26. Februar werden an Bord der *Summer Love* viele Menschen an Bord nervös, weil die versprochene Ankunftszeit – gegen Mitternacht – schon um Stunden überschritten ist. Um 3.50 Uhr erreicht eine Sprachnachricht von Bord einen Verwandten in Deutschland. „Wir sind zum Glück auf der anderen Seite der Welt angekommen, wir rufen dich an, sobald wir Internet haben“, sagt die Mutter, die mit ihrem Mann und vier Kindern auf dem Boot ist. Dann sagt sie noch: „Wir sind tot und lebendig.“

Zur gleichen Zeit erscheint die *Summer Love* erstmals auf dem Radar im Einsatzraum der Zollbehörde in Vibo Valentia, notieren die Beamten dort. Fünf Minuten später, um 3.55 Uhr, informiert der Zoll zwei lokale Wachen, auch die Polizei von Catanzaro und Crotone soll sich bereithalten, um an den Stränden zu patrouillieren, wenn die *Summer Love* die Küste erreicht.

Dass jemand in der europäischen Politik mal nicht darüber redet, die Menschen von der eigenen Grenze fernzuhalten, passiert übrigens selten. Eine Ausnahme war die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock, sie forderte im März eine „europäische Seenotrettung“. Keine ganz neue Idee, zwischen 2015 und 2019 kreuzten schon einmal europäische Marineschiffe mit dem Auftrag im Mittelmeer, Schlepper zu verhaften und Geflüchtete in Seenot zu retten. Die Mission wurde aber eingestellt, Italien legte ein Veto gegen ihre Verlängerung ein. Dass sie wieder aktiviert wird, ist im Augenblick so gut wie ausgeschlossen. In Europa würde nur ein weiteres Land die Idee unterstützen: Luxemburg. Während Baerbock einerseits für eine praktisch unerreichbare Regelung

warb, unterstützt sie jedoch andererseits Innenministerin Nancy Faeser darin, sich für einen noch härteren Grenzschutz einzusetzen.

Am Donnerstag werden sich Faeser und die anderen Innenministerinnen und Innenminister der EU treffen, um über eine grundlegende Reform zu verhandeln, über die sich die meisten deutschen Politikerinnen und Politiker vor ein paar Jahren noch empört hätten: Ein Großteil der Asylsuchenden soll direkt an den europäischen Grenzen abgewiesen und abgeschoben werden – über Schnellverfahren in Haft oder über Abkommen mit Staaten außerhalb der EU, die Geflüchtete, die hier Asyl beantragen, anstelle der EU aufnehmen sollen. Auch die Bundesregierung trägt diese Vorschläge weitgehend mit. Das geht aus einem vertraulichen Papier hervor, das die Verhandlungspositionen umreißt. Zur Seenotrettung heißt es dort – anders als von Baerbock vorgeschlagen – nur noch, dass diese „nicht behindert“ werden dürfe.

Die Pläne der europäischen Kommission sehen ein hartes Grenzregime vor, das Menschen Asyl in der EU verwehrt, wenn sie auf ihrer Flucht bereits Länder durchquert haben, die ihnen auch Schutz geboten hätten. Wer nicht auf direktem Weg nach Europa reist, kann dementsprechend nur darauf hoffen, dass sich das Land, in welches er abgeschoben werden soll, weigert, Asylsuchende zurückzunehmen. Europäische Politiker setzen im Augenblick deshalb einiges daran, mit möglichst vielen Staaten zu vereinbaren, dass sie Menschen dorthin abschieben können – so wie damals mit der Türkei.

Menschen, die aus einem Land kommen, aus dem bisher weniger als 20 Prozent der Anträge positiv beschieden wurden, sollen direkt an der Grenze ein Schnellverfahren bekommen, so wie im Transitbereich eines Flughafens. Selbst Kinder, so wird es in Brüssel diskutiert, sollen dafür ein halbes Jahr lang inhaftiert werden können. In Griechenland gibt es bereits neue Unterkünfte, in denen Geflüchtete unter haftähnlichen Bedingungen leben. Sie heißen „geschlossene Zentren mit kontrolliertem Zugang“ und sind von der EU finanziert. Auf fünf griechischen Inseln ist der Bau solcher Einrichtungen geplant. Drei von ihnen sind schon fertig: auf Samos, Leros und Kos. Sie werden als „Modelllager“ für andere EU-Staaten beworben.

Wenn die geplanten Gesetze in Kraft treten, müssten viele Menschen in Zukunft ihren Fluchtweg verschleiern, um noch auf Asyl hoffen zu können. Sie dürften auf ihrer Reise nicht entdeckt werden – nicht in dem Land, das sie verlassen, und nicht in dem Land, das sie als Erstes erreichen. Also müssten sie Schlepper bezahlen, die ihnen dabei helfen, die gefährlichen Schleichwege zu nehmen. Schlepper wie die auf der *Summer Love*.

Als das Boot sich am 26. Februar dem langen Strand vor Steccato di Cutro nähert, wollen viele Menschen um Hilfe rufen. Sie haben Angst. Das Meer ist aufgewühlt. Manche der Überlebenden erinnern sich an Lichter an Land, für sie sind es Augenblicke der Hoffnung. Doch die Schlepper schrecken die Lichter ab, sie wollen nicht in die Hände der Polizei geraten. Sie reißen das Boot herum, nehmen Kurs entlang der Küste.

Plötzlich beschleunigt die *Summer Love*. Die Überlebenden erinnern sich daran, wie das Schiff abrupt auf eine Sandbank lief und die Menschen übereinanderfielen. Sie erinnern sich an berstende Fenster, an das Wasser, das die Kabinen flutete. Und daran, wie das Boot zerbrach. Alles innerhalb von Minuten.

In den Stunden zuvor, so erzählen es viele Überlebende, hätten die Schlepper den Menschen immer wieder verboten, ihre Handys zu benutzen. Ein junger Afghane macht es trotzdem. Der Anruf geht um kurz nach vier Uhr morgens bei den Carabinieri in Crotone ein. „Help“, rufen Seyar Noori und seine Ehefrau Nigeena Momozai gemeinsam ins Telefon.

Die Polizei, sagt Nigeena Momozai, habe aufgelegt.

Die Küstenwache, heißt es in deren Report, habe erfolglos versucht zurückzurufen.

Immerhin löst der Anruf erstmals in dieser Nacht einen Einsatz zur Seenotrettung aus: Um 5.14 Uhr, rund sieben Stunden nachdem die *Eagle 1* von Frontex das Boot zum ersten Mal entdeckt hat, macht sich ein Schiff der Küstenwache aus Crotone auf den Weg.

Nach dem Anruf, erinnert sich Nigeena Mamozai, habe ihr Mann Noori sein Telefon in die Tasche gesteckt, die Jacke ausgezogen und zu ihr gesagt: „Wir müssen jetzt schwimmen.“ Das Paar ist zu diesem Zeitpunkt an Deck des Schiffs, anders als die

meisten anderen Passagiere. Die sind in den Räumen unter Deck. Von dort führt nur eine schmale Treppe nach oben.

Mamozai und ihr Mann springen gemeinsam ins Wasser, halten sich aneinander fest und wollen sich zum Strand treiben lassen. Doch kurz bevor das Wasser flach genug wird, um darin zu stehen, trifft ein großes Holzstück ihren Mann am Hinterkopf. Sie verliert seine Hand, ruft seinen Namen. Es kommt keine Antwort.

Mamozai spricht leise. Während sie in der Hotellobby in Crotona von der Überfahrt erzählt, dreht sie ihren Kopf immer wieder zur Seite. Sie hält es nicht aus, das Meer vor dem Fenster zu sehen.

Laut Zeugenaussagen springen zwei der Schlepper von Bord, ein weiterer wird zunächst noch von den Passagieren aufgehalten. Doch er kann in dem Chaos mit einem Schlauchboot entkommen. Auf dem Weg zur Küste sammelt er seine Kollegen ein, anderen Schiffbrüchigen hilft er laut Zeugenangaben nicht. Den vierten Schlepper nehmen Polizisten später am Strand fest.

Als das Wasser in den Rumpf dringt, nimmt Assad Almulqi seinen kleinen Bruder Sultan und springt mit ihm ins Meer. So erinnert er sich. Sie hören die Menschen rufen, Kinder schreien, aber nach einer Minute wird es leise. Das sinkende Schiff hat offenbar viele Menschen unter Wasser gezogen.

Almulqi kann nicht gleichzeitig an den Strand schwimmen und den den kleinen Bruder mit sich ziehen, also verharrt er und versucht, sich und Sultan über Wasser zu halten. Holzteile, Scherben und Körper treiben in den hohen Wellen, Treibstoff mischt sich mit Wasser. Es ist noch dunkel so früh am Morgen.

Einen der Ersten, die zur Hilfe eilen, hat keine offizielle Stelle geschickt. Es ist der Fischer Vincenzo Luciano. Wenn man im Ort nach ihm fragt, wissen die Menschen sofort, wer gemeint ist. Tagsüber ist Luciano unterwegs, erst am Abend parkt sein kleiner Geländewagen vor dem großen Haus am Ortseingang. Man sieht ihm an, dass er viel in der Sonne ist. Drinnen am Küchentisch erzählt er drei Wochen nach dem Unglück von jenem Sonntag, an dem er wie jeden Morgen in seinem Geländewagen den Strand von Cutro entlangefahren ist.

Zunächst fallen Luciano die Holzstücke im Sand auf. Er wundert sich, leuchtet mit der Lampe seines Telefons in den Sand, dann zum Meer. Dort, so erinnert er sich, bemerkt er die ersten Körper im Wasser, fünf oder sechs Leichen.

Fotos zeigen, wie Luciano mehrere Tote an den Füßen aus den Wellen holt, wie er sein ganzes Gewicht einsetzt, um die Körper aus der Strömung und durch den nassen Sand zu ziehen. „Ich sah einen kleinen Körper, die Augen waren offen. Ich dachte, der Junge wäre am Leben, also nahm ich den Körper und trug ihn ans Ufer“, sagt er. „Aber er war tot.“

Um 6.40 Uhr erreicht das erste Rettungsboot die Unglücksstelle. Fast zweieinhalb Stunden nach dem Notruf. Acht Stunden nachdem Frontex es erstmals gesichtet hatte. Endlich ziehen Helfer auch Assad Almuqui und seinen Bruder Sultan aus dem Wasser.

Assad hat mehrere Verletzungen von den Holzstücken im Wasser erlitten, Sultan ist bewusstlos, seine Augen sind geschlossen. Auf dem Rettungsboot versuchen Helfer, das Kind wiederzubeleben. Es gelingt ihnen nicht. Als Assad das merkt, beginnt er zu schreien, er küsst und umarmt den kleinen Körper, schlägt um sich. So erzählt er es später. Als sie am Strand ankommen, wird sein Bruder in einen Sarg gelegt, Almulqi ins Krankenhaus gefahren.

Almulqi sagt, sein kleiner Bruder sei nicht ertrunken. Das Wasser, in dem sie so lange auf Rettung gewartet hätten, sei zu kalt für ihn gewesen.

Am Strand in Steccato di Cruto versammeln sich nach und nach auch Einsatzkräfte der lokalen Polizei und der Carabinieri. Sie versuchen ein Kind zu retten, das wenig später stirbt. Vor den Augen der Helfer werden Überlebende angespült, Tote. „Körper von so vielen unschuldigen Opfern“, so formuliert es der Innenminister später vor dem italienischen Parlament.

Kurz nach halb neun kommt ein Rettungshubschrauber dazu. Viereinhalb Stunden nachdem das Boot gesunken ist. Zehn Stunden nachdem Frontex es erstmals gesichtet hatte.

Ministerpräsidentin Giorgia Meloni sieht keine Verantwortung bei den italienischen Behörden. „Der Vorfall ist einfach und tragisch“, sagte sie wenige Tage nach dem Unglück. „Eine Notfallkommunikation von Frontex hat uns nicht erreicht, wir

sind nicht gewarnt worden, dass das Boot Gefahr lief zu sinken.“ Vermutungen, die Italiener hätten einfach nicht retten wollen, weist sie zurück. Frontex betont, dass sich die Summer Love nicht in Seenot befunden habe, als die Eagle 1 sie entdeckte, und dass alle wichtigen Informationen an die italienischen Behörden weitergegeben wurden. Die Guardia di Finanza und die Küstenwache erklären, wegen des laufenden Ermittlungsverfahrens könne man die Fragen nicht beantworten.

Ursprünglich hatte das italienische Innenministerium vor, sämtliche Särge mit den Toten der Summer Love auf einen muslimischen Friedhof nach Bologna, in den Norden Italiens, zu bringen. Die Hinterbliebenen protestierten dagegen. Noch im März wurden die Leichname deshalb in die Länder der Familien transportiert, mindestens acht Särge nach Deutschland. Auch der von Sultan Almulqi, dem kleinen Bruder von Assad Almulqi. Auch der von Seyar Noori, dem Ehemann von Nigeena Mamozai.

Am 31. März holt die Bundesregierung Assad Almulqi, Nigeena Mamozai und 30 weitere Überlebende im Hotel in Crotone ab und bringt sie mit dem Flugzeug nach Hamburg. Die Bundesinnenministerin Nancy Faeser hatte veranlasst, dass man ihnen in Deutschland ein Asylverfahren anbietet, und erklärte schriftlich, dies sei „ein selbstverständlicher Akt der gelebten Solidarität, die aus deutscher Sicht ein wesentlicher Bestandteil für ein reformiertes gemeinsames europäisches Asylsystem ist“.

Die Solidarität gilt Italien. Nicht den Geflüchteten.

Ministerpräsidentin Georgia Meloni hatte knapp drei Wochen nach dem Schiffbruch die Überlebenden nach Rom eingeladen. Mit einem Militärflugzeug wurden sie in die Hauptstadt geflogen, die Regierungschefin bat sie darum, ihre Geschichten zu erzählen.

Sie machte sich Notizen. Assad Almulqi erzählte ihr von seinem kleinen Bruder, wie er erfor. Meloni, erinnern sich Zeugen, kamen die Tränen. Sie habe gefragt, was er sich wünsche, sagt Almulqi, und er habe geantwortet, dass er seine Eltern aus der Türkei in die EU holen wolle. Meloni habe die Namen seiner Familie aufgeschrieben, ihre Adressen und ihr Alter. Sie machten ein Selfie. Almulqi kannte Meloni, er wusste, dass sie für eine restriktive Migrationspolitik steht. Sie habe aber nett gewirkt, sagt er.

Ein Monat verging. Dann rief Meloni in Italien den Notstand aus. Die Maßnahme, die seit dem 11. April für ein halbes Jahr gilt, verleiht der Regierung außerordentliche Befugnisse bei der Aufnahme oder Ausweisung von Migranten. Vorgesehen sind jetzt Lager im ganzen Land, um Regionen wie Kalabrien, in denen besonders viele Menschen ankommen, zu entlasten. Meloni ließ ihr Kabinett auch in Crotone tagen. Ausgerechnet an diesem Ort beschloss es die sogenannten Cutro-Dekrete: Diese Erlasse beschneiden die Rechte von ankommenden Flüchtenden noch weiter. Sie heben sogar Härtefallregeln auf.

Es ist Mai, als man Assad Almulqi noch einmal trifft, diesmal in Hamburg. Dort ist er jetzt der Asylbewerber aus Syrien. Nicht mehr der Überlebende aus Crotone. Er trägt Shorts, seine Haare sind kürzer als noch im März. Er hat sich in Italien ein Rasiergerät gekauft, damit schneidet er Überlebenden in der Unterkunft die Haare. Sie sprächen nicht mehr über das, was passiert ist. „Gerade versuchen alle, nach vorne zu blicken.“

Sein kleiner Bruder, Sultan, wurde in Dresden begraben, wo Verwandte leben. Almulqi hat das Grab noch nicht besucht, er hat kein Geld für die Fahrt. Auch seine Eltern waren nicht bei der Beerdigung. Sie sind noch in der Türkei, ohne Aussicht darauf, ihren Sohn wiederzusehen.

Von Giorgia Meloni, der Frau, die bei seiner Geschichte weinen musste, hat Assad Almulqi nie wieder gehört.

Unter Heiden

Unser Autor ist katholisch. Früher war das alltäglich, heute wird er von vielen kritisiert oder ausgelacht. Über das verwirrende Gefühl, als gläubiger Mensch nicht mehr verstanden zu werden

Von Tobias Haberl, Süddeutsche Zeitung Magazin, 31.03.2023

Diesen Text traue ich mich nur zu schreiben, weil ihn sowieso niemand liest. Ist doch heute so, dass man weghört oder aggressiv wird, wenn es um Glauben oder, noch schlimmer, die Kirche geht. Dass sich außer ein paar Zurückgebliebenen kein Mensch dafür interessiert. Dass man reflexhaft an fummelnde Priester denkt, und zwar ausschließlich. Dass sich viele darauf geeinigt haben, dass die Kirche böse ist, total von gestern, und unsere Welt eine bessere wäre, wenn man diese absurde Erfindung verlogener weißer Männer endlich abschaffen könnte.

Ich meine nicht die Menschen, die aus der Kirche austreten, allein 2021 waren es in Deutschland 640000, voriges Jahr sollen es mehr gewesen sein, es liegen noch nicht alle offiziellen Zahlen vor. Nach allem, was geschehen und nicht geschehen ist, kann ich diesen Schritt nachvollziehen. Sondern ich meine die zynischen Schenkelklopfer, die in Papst Benedikts Sterbestunde viral gingen. In einem wurde sein ledriges Gesicht mit einem in der Schultasche vergessenen Pausenbrot verglichen. Ich meine die ungläubig-angewiderten Blicke, die einen treffen, wenn man erklärt, dass man am Sonntagvormittag leider nicht in dieses neue Café zum Frühstück kommen kann, weil einem der Besuch der Heiligen Messe wichtiger ist. Ich meine, dass man sich, nur weil man zu spüren meint, dass dem spätmodernen Menschen in seiner Haltlosigkeit so etwas wie göttlicher Trost gut täte, anschauen lassen muss, als hätte man Kampfjets gefordert, und zwar für Russland. Ich meine, dass im Koalitionsvertrag der Ampelregierung die Buchstabenfolge »Christ« auf 178 Seiten nur ein einziges Mal vorkommt – in der Unterschrift des Finanzministers.



Neulich ließ ich in einem Gespräch mit einem Bekannten das Wort »Eucharistie« fallen. Er sah mich irritiert an: Eucharistie?! Ich könne nicht davon ausgehen, dass normale Menschen wüssten, was das ist. Ich war ein bisschen geschockt, inzwischen versuche ich zu akzeptieren, dass Gott, Glaube und Kirche in meinem Umfeld praktisch keine Rolle spielen. Und das Abendmahl schon gar nicht. Dass ich sowohl in meiner Nachbarschaft (gentrifiziertes Bullerbü-Viertel) als auch in meiner Branche (irgendwas mit Medien) von Menschen umzingelt bin, die sich entweder nicht oder verächtlich über Religion äußern. Menschen, die Toleranz gegenüber Minderheiten fordern, aber meinen Glauben selbstverständlich verunglimpfen, indem sie ihn auf seine problematischen Aspekte oder Verfehlungen Einzelner reduzieren. Menschen, die bei jeder Gelegenheit Diversität fordern, aber verkennen, dass ein Gottesdienst um ein Vielfaches diverser besetzt ist als jede ihrer Partys, auf denen immer alle die gleichen Netflix-Serien schauen. Menschen, die an technischen Fortschritt, Instagram, Self-Care, Hyaluron-Filler, Mental Health und Nachhaltigkeitsfonds glauben, nur eben nicht an Gott. Ob sie ahnen, dass es mir genau andersherum geht? Dass mir fast alles, worauf sie zählen, hohl und fragwürdig erscheint, während ich von der Liebe Gottes immer noch überzeugter bin?

Die kürzeste Definition von Religion ist Unterbrechung. So hat es der katholische Theologe Johann Baptist Metz 1977 formuliert. Es ist tatsächlich so, dass ich mich, wenn ich nicht zu Hause hocken, aber niemandem begegnen will, an einem gewöhnlichen Dienstagabend in eine Kirche setze. Die Wahrscheinlichkeit, in einen Smalltalk mit einem der üblichen Bescheidwiser hineingezogen zu werden, liegt bei exakt null Prozent, weil die immer in einem Meeting oder im Internet sind. Fast immer bin ich der Einzige, manchmal kniet ein Mütterchen mit Plastiktüte vor mir, manchmal spielt jemand Orgel. Meistens bleibe ich nur ein paar Minuten, mein Handy auf lautlos geschaltet, sauge die steinerne Kühle ein, die letzten Weihrauchreste, und kann nicht fassen, dass sich fast niemand nach dieser Pracht, nach dieser Atmosphäre sehnt, danach, für ein paar Minuten unbelästigt zu sein. Ich werfe 50 Cent in den Opferstock, zünde eine Kerze an, bete, denke nach, betrachte eine Heiligenstatue, um dann wundersam erfrischt nach draußen zu treten, in den Verkehr und den Stress – was man halt so Freiheit nennt. Erst dann fällt mir wieder ein, dass es für viele Menschen heute

wenig Schlimmeres gibt als Stille, die Abwesenheit von Whatsapp- und Push-Nachrichten, weil dann Fragen auftauchen, deren Antwort sie nicht googeln können.

Eine Zeit lang habe ich mich als gläubiger, erst recht katholischer Mensch, die ja bekanntlich die schlimmsten sind, als Sonderling gefühlt. Das ist vorbei. Inzwischen komme ich mir wie ein Verschwörungstheoretiker vor, der Dinge glaubt, die von den meisten anderen nicht geglaubt werden, weil sie sie für wissenschaftlich widerlegt halten, weshalb sie einen belächeln, bemitleiden oder verachten. Manche wollen immerhin diskutieren, verfügen aber oft nur über eine starke Meinung, dafür über wenig Interesse, geschweige denn theologisches Wissen. Ein Freund war regelrecht perplex, als ich in einem Gespräch über den Islam erwähnte, dass Muslime und Christen selbstverständlich denselben Gott anbeten, dass Allah lediglich das arabische Wort für Gott ist. Meinen Glauben nehmen diese Menschen ausschließlich über Signalwörter aus den Medien wahr: Missbrauch, Diskriminierung, Zölibat, Frauenpriestertum. Oft denken sie nur an die Sünder und nicht an die Heiligen, reduzieren die Kirche auf die mächtigen Männer in den scharlachroten Soutanen und vergessen, dass sie von jedem einzelnen Getauften repräsentiert wird. Sie fordern, dass die Kirche zeitgemäßer werden muss, begreifen aber nicht, wie kompliziert das ist, weil ihre Kraft doch gerade in der Differenz zum Zeitgeist liegt, weil sie überfordern muss, um nicht banal zu werden. Was mir bei diesen Menschen fehlt, ist die Fantasie, sich so etwas wie eine göttliche Offenbarung wenigstens vorzustellen. Dass es Zusammenhänge gibt, die nicht von dieser Welt sind, ja dass vielleicht sogar stimmen könnte, was Robert Musil in seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* geschrieben hat: dass es kein großes Glück ohne große Verbote gibt. Viele verwechseln die Kirche mit einem Sozialverein und sind ganz verduzt, wenn man ihnen erklärt, dass es schon auch darum geht, bedürftigen Menschen zu helfen, aber in erster Linie darum, Christus zu vergegenwärtigen. Es ist, als würde man sich zum Tennisspielen verabreden, und das Gegenüber erscheint mit Schwimfflossen statt einem Schläger. Als amüsant empfinde ich Menschen, die mir erklären wollen, dass Gott eine Frau ist, weil ich die Idee, dass Gott ein Geschlecht haben könnte, schon wieder rührend finde. Andere verbreiten diskriminierende Falschmeldungen (»75 Prozent aller katholischen Priester sind pädophil«) und lächeln

dabei, nach dem Motto: Du weißt schon, wie es gemeint ist. Problem: Ich weiß tatsächlich, wie es gemeint ist.

Und das alles wäre nur lästig, aber keine masochistische Angelegenheit, wenn ich mich nicht deutlich daran erinnern könnte, dass es in meiner Kindheit andersherum war. Da nämlich wurde über die getuschelt, die nicht in der Kirche waren oder beim Kartenspielen im Wirtshaus »Kruzifix« fluchten. Jeden Sonntagmorgen strömten die Menschen in die Stadtpfarrkirche, eine von Glockenläuten untermalte Choreografie der Frömmigkeit, und klar waren da auch Heuchler dabei, und zur Verklärung neige ich auch, aber ich meine, es lag eine Vorfreude, ein Gemeinschaftsgefühl, ein ahnungsvolles Flirren in der Luft. Gott war damals ein selbstverständlicher Bestandteil meines Lebens, vielleicht nicht das Zentrum, aber ein Faktor. Dass es Menschen geben könnte, die nicht an ihn glauben, konnte ich mir gar nicht vorstellen. Ich war ein frommer Junge, der jeden Abend betete, am Mittwoch den Kindergottesdienst und am Sonntag die Heilige Messe besuchte. Vor meiner Erstkommunion notierte ich jede Sünde, die ich begangen zu haben meinte. Ich weiß noch, wie erwartungsvoll ich vor unserem Stadtpfarrer niederkniete, um zum ersten Mal den Leib Christi zu empfangen (Eucharistie!). Die Sonn- und Feiertage, die Heiligengeschichten, die Kirchenlieder, die Prozessionen, die Weihnachts- und Osterfeste, sogar die Sterbebildchen und Begräbnisse – ich fühlte mich eingebettet und gehalten, mein Leben hatte einen Sockel und ein Dach, Sinn und Rhythmus, alles hatte seine Zeit, die Freude, aber auch die Trauer, wenn wir an Allerheiligen am Grab der Großeltern standen, mein Vater im bodenlangen Mantel, ich fröstelnd im Nieselregen. Und ich weiß noch, dass ich mich innerlich weggewünscht, aber gleichzeitig gespürt habe, dass es wichtig ist, hier zu stehen und zu erkennen, woher ich komme und wohin ich gehe, dass also auch ich: Staub bin.

Ich habe darüber nachgedacht, ob ich negative Erlebnisse verdrängt habe, aber außer einem Religionslehrer, der mir auffallend oft über den Kopf streichelte, ist mir nichts eingefallen. Und auch wenn man sich das kaum noch vorstellen kann: Ich war damals, in den Achtzigerjahren auf dem Land, keine Ausnahme. Praktisch alle machten das so: Ich traf meine Kumpels nicht nur, aber auch in der Kirche, mein bester Freund kam jeden Sonntag um zwei vor zehn mit seinem Mountainbike auf den Kirchplatz

geradelt, nicht um Gott, sondern um meiner Cousine zu huldigen, aber davon rede ich ja: Das schönste Mädchen der Stadt saß eben auch in der Kirche.

Inzwischen haben sich die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt: Viele Menschen strömen nicht mehr in die Kirchen, sondern in Apple-Stores, sie wollen keine frohe Botschaft, sie wollen das neue Smartphone. Es war immer fordernd, katholisch zu sein – wer betet schon gern für seine Feinde? –, aber im Moment ist es besonders anstrengend. Ständig soll man sich rechtfertigen oder schämen, als würde man selbst nicht am meisten darunter leiden, wenn Priester ihre Gelübde brechen, wenn Kirche nicht mehr das ist, was sie sein könnte, nämlich eine vertrauenswürdige Institution und ein Mysterium. Gerade verriet mir eine Kollegin, dass sie ihren Glauben inzwischen »eher verheimlicht«, ich habe von Kirchenmitarbeitern gehört, die auf die Frage nach ihrem Beruf angeben, für eine »wohlfahrtsstaatliche Einrichtung« tätig zu sein. Ich ahne, warum sie das tun, aber Verheimlichen kommt nicht infrage. Und wenn ich am Sonntagabend, bevor ich zur Theatinerkirche spaziere, die guten Schuhe anziehe, meine Wohnungstür einen Spalt öffne und kurz ins Treppenhaus horche, ob auch wirklich niemand seinen Papiermüll nach unten bringt, geschieht es nicht aus Feigheit, sondern weil ich keine Lust auf würdelose Gespräche habe; nicht dass mich am Ende noch jemand interessant oder, noch schlimmer, mutig findet. Ich weiß doch, wie Nachbarn sind, erst recht, wenn gleich der Tatort anfängt. »Oha, du siehst aber schick aus! Wohin geht's denn?«, fragen sie, und ich würde natürlich die Wahrheit sagen (8. Gebot), und schon muss man sich Meinungen anhören, um die man nie gebeten hat.

Als ich zwölf war, im Jahr 1987, waren knapp 85 Prozent der Deutschen Mitglied einer christlichen Kirche. Inzwischen sind es weniger als die Hälfte. Das sind immer noch Millionen, aber die meisten Menschen, mit denen ich jeden Tag konferiere, telefoniere, diskutiere oder in der Kneipe sitze, gehören nicht dazu. Christlich sein, das ist von einer (gefühlten) Selbstverständlichkeit zu einer von zahllosen Identitäten geworden, mit denen Menschen sich selbst etikettieren:

Der eine ist Veganer, die andere Klimaschützerin, der nächste Katholik. Es ist ein eigentümliches Gefühl, von einer Mehrheit zu einer Minderheit zu werden, vom Mainstream zur Randgruppe, vom Konformisten zum Dissidenten – und alles, nicht

weil ich mich, sondern weil die Welt sich verändert hat. »Crux stat dum volvitur orbis« (Das Kreuz steht fest, während die Erde sich dreht), lautet der Wahlspruch des Karthäuserordens. Darin liegt auch eine Gefahr, weil Stabilität zu Erstarrung, Erstarrung zu Verbitterung und Verbitterung zu Radikalisierung führen kann. Nichts wäre tragischer, als sich im Namen des Glaubens in die Totalopposition zu verabschieden. Lieber lasse ich mich bestaunen wie ein seltenes Tier im Zoo und bleibe im Gespräch, nicht obwohl, sondern weil mich einige nicht für ganz voll nehmen. Wahr ist auch: Wer glaubt, braucht die anderen gar nicht.

Einerseits wähnt man sich im Besitz eines Schatzes, den man gern mit anderen teilen würde (man will ja auch sie erlöst wissen), andererseits wird man, weil man unter der spirituell ausgezehrt Gegenwart leidet, weil man nicht an die Segnungen des technischen Fortschritts, sondern an das ewige Leben glaubt, mit Häme überzogen. Einerseits wird man unsicher, andererseits trotzig: Jetzt erst recht, sagt man sich. Es ist das Grundgefühl vieler konservativer Menschen, die nicht begreifen, warum sie in einer aller Tradition entleerten Gesellschaft auf einmal als problematisch wahrgenommen werden, warum ihre Sehnsucht nach christlichen Werten (hinter denen keine Interessen stecken) automatisch als patriarchal gebrandmarkt wird. Da versucht man, ein guter Mensch zu sein – und, schwups, ist man ein fragwürdiger Rechtsausleger, und alles nur, weil man Barmherzigkeit und Nächstenliebe schlüssiger findet als zur Schau gestellte Moral, weil man sich nicht permanent vor der Twitter-Gemeinde, sondern am jüngsten Tag vor seinem Schöpfer rechtfertigen will, der nicht nur die Timeline, sondern auch das Verborgene sieht.

Was mir zu schaffen macht, ist, dass man als Katholik von Menschen angegriffen wird, die sich weigern, sich mit der Logik meines Glaubens auseinanderzusetzen, die empört den Kopf schütteln, wenn man ihnen erklärt, dass man nicht nur für die Missbrauchsoffer, sondern auch für die Täter beten sollte, weil die in theologischer Sicht das größere Problem haben. Manchmal habe ich das Gefühl, als rief ich von der einen Seite eines Grabens auf die andere, aber keiner hört mehr zu, und wenn doch, versteht mich niemand mehr oder absichtlich falsch. Zum Beispiel gibt es in meinem Umfeld viele Menschen, für die ein Schwangerschaftsabbruch eine unter allen Umständen zu gewährende Dienstleistung ist. Und ich bin kein Abtreibungsgegner,

Schwangerschaftsabbrüche sollen unter bestimmten Bedingungen möglich sein, trotzdem bin ich – nicht als katholischer, sondern einfach nur als Mensch – jedes Mal wieder erschrocken, wenn ich mitkriege, wie manche inzwischen über dieses Thema sprechen, nämlich in einem Jargon, als ließe man mal eben einen Leberfleck entfernen, um sich besser auf die nächste Klausur konzentrieren zu können. Und dass es für so ein Bekenntnis heute Mut braucht, dass es mit großer Wahrscheinlichkeit einen Shitstorm zur Folge hat, wenn man tastend darauf hinweist, dass hier kein Zellhaufen, sondern ein Mensch heranwächst, dessen Herz womöglich schon schlägt, der aber noch keine Stimme hat, um seine Lust auf die eigene Geburt zu artikulieren, darüber kann man gar nicht genug verzweifeln.

Viele Menschen können sich nicht mehr vorstellen, dass ein Kreuz für etwas anderes als Spaltung oder Diskriminierung stehen könnte. Dies wurde deutlich, als das Auswärtige Amt anlässlich des G7-Gipfels das 482 Jahre alte Kreuz aus dem historischen Friedenssaal im Münsteraner Rathaus entfernen ließ, laut Aussage der Stadt, »weil Menschen verschiedener Kulturen teilnehmen«. Tatsächlich wurden in diesem Raum nicht nur der Dreißigjährige Krieg beendet und der Westfälische Frieden geschlossen, es kam auch zu einem Religionsfrieden zwischen Protestanten und Katholiken, zu Aussöhnung und Vergebung. Könnte es ein besseres Symbol für Verständigung geben? Und kann man bei nicht christlichen Gipfelteilnehmern nicht Respekt voraussetzen, womöglich Vorfreude, sich von solchen historischen Zusammenhängen bereichern zu lassen? Japan jedenfalls hat beim G7-Gipfel auf heimischem Boden seine Gäste ganz selbstverständlich dazu eingeladen, den Ise-Schrein zu besuchen, die Heimat der Sonnengöttin, die als Ahnherrin der japanischen Kaiser verehrt wird.

Ich bekenne, dass mir Menschen, die an irgendwas glauben, und sei es eine Fruchtbarkeitsgöttin, viel näher sind als Menschen, die an nichts glauben. Nur Atheisten oder Fundamentalisten kommen auf die Idee, dass ich mich von Andersgläubigen gestört fühlen könnte. Im Gegenteil: Religiöser Pluralismus ist ein großer Schatz, den man nicht aus falsch verstandener Rücksicht verstecken, sondern selbstbewusst herzeigen sollte. Für die einen ist der Sonntag heilig, für andere der Freitag oder der Samstag, für wieder andere eine Kuh – ist das nicht herrlich? Also, ich fühle mich



bereichert, wenn ich Juden, Muslime oder Buddhisten bei der Ausübung ihrer Religion beobachten darf, in Istanbul oder Kairo kann ich es gar nicht erwarten, die erste Moschee zu betreten. Nie werde ich den Moment vergessen, in dem ich die Frau, die ich liebe, zum ersten Mal in einem buddhistischen Tempel beobachtet habe, wie sie, ein Bündel Räucherstäbchen in Händen, den Kopf sachte auf und ab bewegend, Wünsche murmelte. Danach war sie nicht mehr dieselbe für mich – gerade weil sie etwas tat, was mir fremd ist, rückten wir näher zusammen, denn wir glauben unterschiedlich, sind uns aber einig darin, dass unser Leben nicht nur zum Spaßhaben da ist, sondern eine Vorbereitung, ja Prüfung darstellt für alles, was danach kommt.

Eine Erfahrung, die ich regelmäßig mache: dass vermeintliche Atheisten nach dem dritten Gin Tonic mit einem Geständnis um die Ecke biegen. »Irgendwie beneide ich dich«, sagen sie: »Ich würde so gern glauben, aber schaffe es nicht.« Erstaunlich, denke ich dann oft, weil ich weiß, wie leichtgläubig sie sonst sind, wenn man ihnen weismacht, dass ihr Glück in digitalen Tools liegt. Trotzdem empfinde ich keine Schadenfreude, eher Mitleid und Bewunderung: Wie mutig muss man sein, ohne Hoffnung auf Erlösung durch eine Welt zu gehen, die auf permanente Steigerung angelegt ist? Wie tapfer, wenn man die Angst, über die niemand spricht, die aber doch jeder kennt, nicht lindern kann, indem man einen Psalm vor sich hinmurmelt (»Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir«)? Ich könnte das nicht, so stark bin ich nicht. Und dann spüre ich eben, dass die anderen es auch nicht sind, ja dass es eigentlich niemand ist, dass unsere Fixierung auf Rationalität und Technologie eine schmerzliche Lücke aufweist, weil Google jede Frage beantworten kann – nur nicht, wozu wir leben und was uns Halt gibt.



»Liebe ist kein Zustand, sondern eine Aufgabe«

Helga Schubert feiert im hohen Alter unerwartete Erfolge. In ihrem neuen Buch erzählt die Autorin von der Pflege ihres Mannes. Hier spricht sie über die Liebe, das Erbe der DDR – und darüber, wie man immer den Kopf oben hält.

Von Elisa von Hof, DER SPIEGEL, 12.03.2023

20 Autominuten von Schwerin entfernt, verstreute Häuser an einer stillen Landstraße, die Wolken hängen tief. Hier, in Neu-Meteln, einer ehemaligen Künstlerkolonie der DDR, wohnen die Schriftstellerin Helga Schubert, 83, und ihr Mann, der Maler Johannes Helm, 96. Schubert erlebte in den vergangenen Jahren einen völlig unerwarteten Erfolg. Als bisher älteste Teilnehmerin gewann sie 2020 mit ihrem Text »Vom Aufstehen« den Bachmannpreis. Der Verlag dtv brachte die Geschichte über eine ambivalente Mutter-Tochter-Beziehung mit anderen Texten als Buch heraus, es wurde ein Bestseller mit insgesamt 21 Auflagen. Auch Schuberts ältere Bücher wurden frisch aufgelegt – und sie schreibt neue, immer nachts, wenn ihr Mann schläft. Ihr jüngstes Werk »Der heutige Tag: Ein Stundenbuch der Liebe« erscheint in wenigen Tagen. Darin erzählt Schubert, wie sie ihren schwer herz- und nierenkranken Mann pflegt.

Nun läuft sie emsig durch ihr Haus, kocht Tee, holt Kekse, während ihr Mann im Wintergarten in einem Rollstuhl sitzt und auf den spätwinterlichen Garten hinausschaut. Die beiden sind seit 58 Jahren zusammen. Gemeinsame Kinder haben sie nicht, aber welche aus früheren Ehen. Es sei bitter, wie man abbaue, sagt Helm nun, manchmal fange er einen Satz an und wisse nicht, wie er ihn beenden solle. Der Mann zuckt die Schultern, rollt zum Fenster. Seine Frau setzt sich.

SPIEGEL: Frau Schubert, in Ihrem neuen Buch, »Ein Stundenbuch der Liebe«, schildern Sie recht schonungslos, was es bedeutet, einen Menschen rund um die Uhr zu pflegen. Sie leeren den Urinbeutel Ihres Mannes, spülen seine Blase, kochen Essen, regeln die Sauerstoffzufuhr. Die meisten Menschen trauen sich das nicht zu. Wie kommen Sie damit zurecht?

Schubert: Zunehmend viel besser, als ich je dachte. Und meinem Mann geht es auch viel besser als noch vor wenigen Jahren. 2018 hat er auf der Palliativstation gelegen, er hatte bereits einen Dringlichkeitsantrag fürs Hospiz. Aber weil er dort nicht schlafen wollte, habe ich ihn wieder mit zu uns nach Hause genommen. Damals erzählten mir alle Fachleute, er würde bald sterben. Niemand hätte gedacht, dass er viereinhalb Jahre später noch lebt.



SPIEGEL: Wie erklären Sie sich das?

Schubert: Der Arzt sagt, es sei ein Wunder. Ich glaube, es liegt daran, dass ich ihn nicht aufgegeben habe. Denn in der Palliativversorgung geht es ja nicht um eine Ursachenbehandlung, sondern nur um eine Verbesserung der Lebenssituation, um ein Erträglichmachen des Zustandes. Ich habe das akzeptiert, bis ich mich selbst gefragt habe: Warum lasse ich mich von allen so auf das Ende hypnotisieren? Dann habe ich angefangen, mich von dieser Fokussierung auf den Tod zu lösen. Und habe daran gearbeitet, ihm das Leben schöner zu gestalten.

SPIEGEL: Was war das Schwerste?

Schubert: Viel anstrengender als die Pflege ist es wirklich, die Probleme der anderen zu neutralisieren. Alter, Krankheit und Tod sind in unserer Gesellschaft so negativ besetzt, dass die meisten Menschen das weit von sich wegschieben. Sie wollen nicht daran erinnert werden, dass sie selbst auch in eine solche Lage kommen können. Deshalb reagierten fast alle ablehnend. Zu mir haben sie gesagt: »Mach dich für das Ende deines Mannes bereit, er hat noch wenige Tage, dann wird er dich nicht mehr erkennen, dann wird er sterben.« Oder: »Lass ihn endlich los.« Das kann zu einer selbst erfüllenden Prophezeiung werden.

SPIEGEL: Vermutlich haben die Leute es nur gut gemeint. Sie wollten Sie vor Überlastung schützen.

Schubert: Sie haben mir aber den Mut genommen. Am schlimmsten waren jene, die ihre eigenen Verwandten bei der kleinsten Verhaltensveränderung ins Heim gaben. Die fühlen ein schlechtes Gewissen, das sie auf mich projizierten. Sie versuchten, ihr eigenes Verhalten zu rechtfertigen. Deshalb sagen sie zu mir: »Das schaffst du doch zu Hause nicht.«

SPIEGEL: Haben Sie nicht manchmal gedacht: Die hatten recht, ich schaffe das nicht?

Schubert: Am Anfang litt mein Mann durch das Morphium gegen seine Gelenkschmerzen unter schlimmen Halluzinationen. Er hat nachts fast jede Stunde an die Zimmerwand geklopft. Und das war sehr hart. Vielleicht hört sich das banal an, aber wenn Sie viele Monate nie mehr als eine Stunde am Stück schlafen können, sind Sie fertig. Ich habe irgendwann auf dem Boden gelegen und gebetet, dass ich die Kraft finde durchzuhalten. Aber es wurde besser, nachdem wir das Morphium ausgeschlichen und durch andere Schmerzmittel



ersetzt hatten. Indem ich das im Buch so genau wie möglich erzähle, schildere ich auch, dass man es schaffen kann. Es soll kein Klagebuch sein.

Helm lacht.

Schubert: Worüber lachst du denn, Hannes?

Helm: Hat sich erledigt. Er guckt wieder raus.

SPIEGEL: Aber manchmal ist Klage auch angebracht. In Ihrem Buch schildern Sie zum Beispiel, dass Sie sich lange von den Kindern Ihres Mannes alleingelassen fühlten.

Schubert: Sie haben suggeriert, dass ich allein entscheiden müsse, wie es mit ihm weitergeht. Ich hatte aber angenommen, dass wir gemeinsam entscheiden und sie mich bei der Betreuung unterstützen, er ist ja ihr Vater. Ich war also manchmal sauer. Mir wurde aber klar, dass es an mir liegt, als ich neulich in der Küche ein Glas mit der Beschriftung »Champignons« öffnen wollte.

SPIEGEL: Wie das?

Schubert: Statt der Pilze fand ich im Glas Quittengelee vor. Es war ein Geschenk. Jemand hatte vergessen, ein neues Etikett anzubringen. Ich war natürlich enttäuscht. Da ging mir plötzlich auf: Auf manche Dinge hat man keinen Einfluss, man kann nur die eigene Erwartung verändern. Im Falle unserer Familie: Man kann andere nicht dazu zwingen, Verantwortung zu übernehmen, das geht nur freiwillig. Und man darf auch keine Dankbarkeit einfordern.

SPIEGEL: Aber man sollte nicht jede Last allein tragen müssen.

Schubert: Klar, man kann immer fordern, die Gesellschaft müsste hier mehr tun, die Kinder müssten da mehr tun. Aber um bei diesem Beispiel zu bleiben: Wer sich um meinen Mann kümmert, muss geübt im Umgang mit Sauerstoff sein, man muss seinen Atem richtig einschätzen und auch seine Blase spülen können. Ich habe das alles inzwischen gelernt. Aber ich kann nicht erwarten, dass andere diese Verantwortung übernehmen. In meinem 83. Lebensjahr bin ich zu dieser Weisheit gelangt: Man wird nur enttäuscht, wenn man Unterstützung einfordert.

SPIEGEL: Das ist fatalistisch.



Schubert: Nein, im Gegenteil. Was ich nämlich auch gelernt habe, ist, dass Hilfe stattdessen von unvermuteter Seite kommt. Das ist alles im Fluss. Man ist nie allein. Als ich etwa vom Beauftragten der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen zu einer Lesung nach Berlin eingeladen wurde, habe ich verzweifelt nach jemandem gesucht, der an dem Tag bei meinem Mann bleiben kann. Ich fand und fand niemanden. Dann besuchten uns Bekannte, ich bat sie nicht um Hilfe. Aber sie boten sie an, einfach so. Ich war baff. Und das ist mir in der letzten Zeit häufig passiert. Ich bin zuversichtlicher geworden.

SPIEGEL: Sie sind gläubig. Ist das also Gott, der das für Sie regelt?

Schubert: Ich glaube, zwischen uns Menschen gibt es einen großen Pool voller Wärme. Auf den passt nicht der liebe Gott auf, der regelt sich selbst. Um etwas Solidarität aus dem Pool zu bekommen, muss man einzahlen. Man muss anderen Menschen mit Wohlwollen begegnen, aber erwarten darf man nichts.

SPIEGEL: In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie spürten, wie schlecht es ihm ging, als er einen unerkannten Herzinfarkt erlitt. Nur Dank Ihrer Vehemenz wurde er im Krankenhaus schnell behandelt. Würden Sie sagen, Sie haben eine symbiotische Beziehung?

Schubert: Ich erkenne seine Bedürfnisse, ohne dass er sie artikulieren muss. Ich weiß, wann er mal wieder etwas trinken müsste. Aber das ist keine Symbiose. Wie heißt noch der Sport, bei dem man auf einem Brett auf dem Wasser steht, und versucht, die Balance zu halten?

SPIEGEL: Paddelboard.

Schubert: Das können Sie auf die Welt übertragen: Wir sind alle allein auf diesen Boards. Wir müssen selber zusehen, dass wir nicht untergehen. Wenn man auf das Brett eines anderen steigt, wird es kentern.

SPIEGEL: Sie sind ja doch fatalistisch.

Schubert: Na vielleicht etwas resigniert, aber ich komme damit gut zurecht.

SPIEGEL: Wären Sie nicht auf das Board Ihres Mannes gestiegen, wäre es längst untergegangen. Manchmal können wir uns aus eigener Kraft eben nicht halten.

Schubert: Nee!

SPIEGEL: Nein?



Schubert: Nein, ich bin nicht auf seinem Board. Ich lebe mein Leben . Und es ist meine Entscheidung, wie ich es tue. In meiner Vorstellung stehen wir beide auf eigenen Brettern und halten uns aneinander fest. Wenn ich daran denke, könnte ich heulen. Oder hast du das Gefühl, dass wir auf einem gemeinsamen Board stehen, Hannes?

Helm zuckt die Schultern.

SPIEGEL: Ist das Ihre Definition von Liebe ? Dass Sie einander Halt geben, aber doch jeder auf sein eigenes Board achten muss?

Schubert: Als ich eine junge Frau war, habe ich ein Sprichwort gelesen, das ich überhaupt nicht verstand. Deshalb weiß ich es noch heute. Es lautet »Wahre Liebende trinken nicht aus einem Glas.« Das kann ja nicht sein, dachte ich damals, Liebende wollen doch alles teilen und miteinander verschmelzen. Jetzt verstehe ich es.

SPIEGEL: Ich nicht.

Schubert: Weil Sie Anfang 30 sind. Für mich bedeutet es, dass man auch in der Liebe ein eigenständiger Mensch bleiben muss. Es mag sich auf den ersten Blick widersprüchlich anfühlen, aber man muss sich abgrenzen, obwohl man sich voll einlässt. Heute würde ich sagen, zur Liebe gehören Verantwortung, Loyalität, Integrität. Liebe ist kein Zustand, sondern eine Aufgabe.

SPIEGEL: Wie hat sich das verändert in Ihrem Leben?

Schubert: Eigentlich gar nicht. Ich hatte immer halsbrecherisches Vertrauen in die Liebe.

SPIEGEL: Wer sich sehr öffnet, macht sich auch sehr verletzlich. Wie gehen Sie damit um?

Schubert: Ich bin in der Liebe wenig enttäuscht worden.

Helm rollt aus dem Raum, er will sich hinlegen. Schubert begleitet ihn und kommt wenige Minuten später zurück.

SPIEGEL: Sie schildern Ihren Alltag sehr genau. Hatten Sie jemals Skrupel beim Schreiben, was die Situation Ihres Mannes angeht? Und dachten womöglich, das mit dem Urinbeutel könnte man weglassen?



Schubert: Nein, das gehört dazu. Aber natürlich habe ich mich gefragt, ob ich gegenüber meinem Mann Skrupel haben sollte. Denken Sie, ich hätte ihn ausgeliefert?

SPIEGEL: Nein, aber darüber haben Sie sich bestimmt Gedanken gemacht.

Schubert: Ich habe alles noch mal genau gelesen und fragte Verantwortliche im Verlag. Alle waren sich einig, dass ich niemanden ausliefere. Ich mache mich weit auf. Aber das war mir wichtig. Ich wollte erzählen, wie es wirklich ist – auch wie schön es ist.

SPIEGEL: Haben Sie Angst vor der Zukunft?

Schubert: Nein, merkwürdigerweise nicht. Ich fühle mich im Leben geborgen.

SPIEGEL: Das war nicht immer so. In Ihrem vorigen Buch erzählen Sie, dass früher Gedanken der Missgunst um Ihren Kopf schwebten wie Giftwolken. Heute aber hätten Sie einen reichen Schatz in sich, der Sie milde stimmt. Wie ist aus den Giftwolken ein Schatz geworden?

Schubert: Indem man jeden Tag daran arbeitet. Ich bin nachtragend und verletztlich. Aber wenn mir jetzt wehgetan wird, trete ich einen Schritt zurück und versuche, mein Gefühl zu reflektieren. Ich versuche, mir bewusst vor Augen zu führen, dass man Meinungen einfach stehen lassen und sich von ihnen innerlich distanzieren kann. Es ist Schwerstarbeit.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Schubert: Neulich habe ich mir die Amazon-Kritiken zu meinem letzten Buch angesehen, es sind über 700 positive Rückmeldungen, aber eine negative. Da schrieb eine Frau, sie habe es auf einem Flug gelesen und sei dann froh gewesen, das Buch einfach im Flugzeug zurücklassen zu können.

SPIEGEL: Das hat Sie verletzt.

Schubert: Ja. Trotz der positiven Rückmeldungen hat mich bloß diese negative beschäftigt. Dann bin ich etwas zurückgetreten, und mir wurde klar: Was habe ich für einen riesigen Anspruch an mich? Erwarte ich, dass alle Menschen durch das Buch einer 83-Jährigen beglückt werden? Das ist zu viel verlangt, von mir und vom Leben. Da muss ich noch erwachsener werden.

SPIEGEL: Wenn Sie so verletzbar sind, warum öffnen Sie sich durch die Autofiktion so sehr? Sie hätten ja ein Genre wählen können, hinter dem Sie sich verstecken könnten.



Schubert: Ich will gute Literatur schreiben, das ist mein oberstes Ziel. Die Autofiktion ermöglicht es mir, so von meinem Leben zu erzählen, dass es nicht nur um mein Leben geht. Ich berichte von Dingen, die andere Menschen genauso erleben. Sie haben nur keine Zeit, sich der Introspektion so ausführlich zu widmen, weil sie den ganzen Tag Blinddärme rausschneiden oder Brötchen backen müssen.

SPIEGEL: In Ihrem Buch beschreiben Sie eindrücklich das, was wir heute Care-Arbeit nennen. Dass die nicht unsichtbar und schlecht oder gar nicht bezahlt sein darf, ist eine Kernforderung des modernen Feminismus. Empfinden Sie sich als Feministin?

Schubert: Mit dem Feminismus habe ich mich natürlich befasst. Aber ich empfinde jede Form von Fanatismus und Militanz in einer offenen Gesellschaft als nicht zielführend, mal ganz höflich ausgedrückt. Selbstverständlich sollten Frauen und Männer für die gleiche Arbeit den gleichen Lohn erhalten. Selbstverständlich sollten Frauen Netzwerke bilden und für ihre Positionen Mehrheiten schaffen.

SPIEGEL: Aber?

Schubert: Aber in meiner jetzigen Situation gibt es keine Hindernisse durch Männer. Sie sind nicht das Problem.

SPIEGEL: Das Problem ist ein System, das patriarchal geprägt wurde. Eines, in dem Sie für die 24-Stunden-Pflege Ihres Mannes pro Tag nur neun Euro vom Rest des Pflegegeldes erhalten, wie Sie in Ihrem Buch schildern. Ich bin mir sicher, dass das anders wäre, wenn nicht hauptsächlich Frauen ihre Angehörigen pflegen würden oder in sozialen Berufen tätig wären.

Schubert: Sie gucken jetzt so resigniert. Sie wollen von mir hören, dass sich das ändern muss. Und dass Frauen diese Arbeit nicht so selbstverständlich übernehmen dürfen, oder? Aber ich sehe in der Pflege meines Mannes keine gesellschaftliche Aufgabe.

SPIEGEL: Es sollte die Aufgabe eines Sozialstaats sein, sich um die zu kümmern, die es selbst nicht können. Oder dafür angemessen zu zahlen.

Schubert: Was mir helfen würde, wäre eine Art Agentur für qualifizierte Pflegerinnen und Pfleger, die ich anfordern könnte, wenn ich mal nicht bei meinem Mann sein kann. Denn ich lasse ihn keine Minute allein. In die Kurzzeitpflege oder ins Heim gebe ich ihn nicht. Wenn ich jetzt für eine Nacht eine Vertretung engagiere, kostet das 400 Euro, nämlich 200 Euro für



jeden angefangenen Tag. Das muss ich privat zahlen. Und das kann sich ja kaum ein Mensch leisten. Da gibt es eine gravierende Lücke im Versorgungssystem, über die wir zu wenig sprechen. Die meisten Lesungen muss ich absagen.

SPIEGEL: Finden Sie, dass Sie und Ihr Mann von der Gesellschaft vergessen werden?

Schubert: Zumindest habe ich den Eindruck, dass Menschen von der Gesellschaft ignoriert werden, sobald sie nicht mehr produktiv sind. Das merke ich auch an den Äußerungen der anderen. Die sagen zu mir: »Das Leben deines Mannes, das ist doch eigentlich kein Leben.« Die sagen dann auch: »Und auch für dich ist es doch kein Leben.« Was ich jetzt sage, ist etwas radikal, aber mich erinnert das manchmal an die Unterscheidung von unwertem und wertem Leben in der NS-Zeit. Da wurde nur nach dem Prinzip Nützlichkeit gemessen. Und so ist es heute auch. Wer nicht arbeitet, hat ein Leben, das weniger wiegt. Das macht mir zu schaffen. Was wissen die anderen Leute von unserem Leben? Es ist morgens hier so wunderschön. Ich kann von dem Wintergarten aus auf den Horizont gucken, dann halte ich die Hand meines Mannes, und ich genieße es einfach, in diesem Moment lebendig zu sein.

SPIEGEL: Empfinden Sie es als Verlust, dass Sie so viele Lesungen absagen müssen, weil Sie hier gebraucht werden?

Schubert: Nein, gar nicht.

SPIEGEL: Sie empfinden nie Groll über Ihre Situation?

Schubert: Nein, ich glaube, Sie haben einen anderen Anspruch an Erfüllung als ich. Ich denke immer, dass es anderen schlimmer geht.

SPIEGEL: Anderen geht es ja immer schlimmer, oder?

Schubert: Mir geht es ja gar nicht schlecht. Ich will mich nicht als Opfer sehen. Ich habe mir gerade einen sehr guten Laptop gekauft, auf dem kann ich schnell schreiben, das ist doch toll, darüber freue ich mich. Gerade konzentriere ich mich auf Relativierung und Annehmen.

SPIEGEL: Wenn man immer relativiert, dann ergibt sich nie eine Verbesserung.

Schubert: Zum Glück gibt es Arbeitsteilung. Ich kümmere mich ums Schreiben, nicht ums Verbessern. Außerdem bin ich ein mit Dankbarkeit gesegneter Mensch. Und das Leben hier, das empfinde ich als sehr reich. Gucken Sie, jetzt bricht die Sonne aus den Wolken hervor, wie passend.



SPIEGEL: Hat das mit Ihrer Krebserkrankung in jungen Jahren zu tun? Hat die Sie demütig gemacht?

Schubert: Ja. Bei mir wurde damals ein bösartiger Tumor am Bein entdeckt, der schließlich operativ entfernt wurde. Damals wurde mir gesagt, wenn ich nach der Behandlung noch ein halbes Jahr lebe, dann würde ich noch fünf weitere Jahre schaffen. Da überlegen Sie sich natürlich, wie Sie diese Zeit wirklich verbringen wollen. Ich habe mich damals entschieden, nicht mehr als Psychotherapeutin zu arbeiten, sondern mich ganz dem Schreiben zu widmen.

Helm ruft aus dem Nebenzimmer. Schubert unterbricht und geht hinaus. Nach wenigen Minuten kommen beide zurück, Schubert kocht Kaffee, es gibt Katzensungen und Soft Cakes.

SPIEGEL: Haben Sie eigentlich Ihren Frieden mit der DDR gemacht? In Ihren Büchern schildern Sie, wie schlecht es Ihnen in den letzten Jahren ging.

Schubert: Dass es vorbei ist, finde ich wunderbar. Aber Frieden, das ist ein großes Wort. Uns ist durch die DDR einfach viel genommen worden. Ich bin so neugierig, ich hätte gern die Welt gesehen. Aber auch da muss man differenzieren. Es lief nicht alles schlecht für uns. Ich weiß, andere sind an der Grenze erschossen worden, das ist grausam. Ich konnte immerhin studieren.

SPIEGEL: Die DDR ließ Sie damals nicht zum Bachmannpreis reisen. Auch andere Veranstaltungen in der BRD durften Sie nicht besuchen. Ihre Bücher wurden zum Teil nicht gedruckt. Sie wurden bespitzelt. Sie haben den Kopf immer oben behalten. Wie?

Schubert: Indem ich mir klarmachte, dass es zwar eine Mauer, aber keine menschliche Mauer gab. In der DDR gab es ja ein reiches, inoffizielles kulturelles Leben, gerade in den letzten Jahren. Aber ich habe auch immer gedacht, dass ich meinen Mann irgendwann überreden kann, die DDR zu verlassen.

SPIEGEL: Konnten Sie aber nicht.

Schubert: Nein. Zuvor war es mir schon bei meiner Mutter nicht gelungen. Die hatte eine gute Stelle in der Akademie der Wissenschaften und immer Angst, dass sie Ihre Witwenrente drüben nicht kriegt. Und mein Mann hat Karriere als Psychologieprofessor gemacht. Da ging das auch nicht.



Helm: Stimmt.

SPIEGEL: Hat Sie das zermürbt? Dass Sie Ihre Liebsten nicht überzeugen konnten?

Schubert: Nein. Als erwachsener Mensch kann man doch immer abwägen, man hat die freie Entscheidung. Erwachsensein heißt, ohne Vorwurf zu leben.

SPIEGEL: Sie sind sogar nach Ihren Lehraufträgen und Lesungen an US-amerikanischen Universitäten Ende der Achtziger in die DDR zurückgekehrt.

Schubert: Ich wollte lieber mit meinem Mann leben.

Helm: Wir beide waren da schon lange zusammen, oder?

Schubert: Ja. Wir haben seit 1970 eine gemeinsame Wohnung und sind seit 1976 verheiratet.

Helm: Das kann ich nicht im Kopf behalten.

Schubert: Ich bin nach jeder Reise wegen dir zurückgekommen.

Helm: Doch nicht wegen mir.

Schubert: Doch, deinetwegen.

SPIEGEL: Herr Helm, Sie glauben das nicht?

Helm: Na ja, was heißt denn »meinetwegen«? Was war es denn?

Schubert: Ich habe mich mit dir immer am wohlsten gefühlt. Ich wollte nicht ohne dich leben.

Helm: Mit meiner Nase und meinen Ohren?

Schubert: Ja, auch mit denen. Helm lacht.

Schubert: Wenn ich heute über die DDR nachdenke, merke ich, wie stark die Diktatur das Leben vereinfacht hat. Da müssen Sie mit Leuten befreundet sein, mit denen Sie sonst nicht befreundet wären, die aber politisch zuverlässig sind und Sie nicht verraten würden. Sie müssen andauernd Kompromisse machen. Und Sie müssen Ihr Privatleben recht rigoros abschotten, fremde Leute also einfach nicht in die Wohnung lassen, weil sie einen vermutlich bespitzeln.

SPIEGEL: Wird man diesen Argwohn gegenüber anderen Menschen je wieder los?



Schubert: Ich schaue mir meine Mitmenschen ganz genau an. Das hilft einem auch in einer offenen, liberalen Gesellschaft wie unserer.

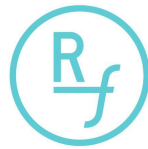
SPIEGEL: Dabei nennen Sie Ihre Prägung durch die DDR Ihren Diktaturschaden. Inwiefern hilft der Ihnen?

Schubert: Das vorsichtige Denken macht einen wachsam. Aber man darf ihm nicht zu viel Raum geben. Auch negativen Erinnerungen nicht. Man sollte nichts verdrängen, aber sich von der Vergangenheit nicht vereinnahmen lassen. Ich mache das durch mein Schreiben. Ich versuche, mich so genau wie möglich an eine Situation zu erinnern. Dann schreibe ich sie auf. Und wenn es aufgeschrieben ist, bin ich einen Tick leichter. Das Schreiben war immer meine Rettung.

SPIEGEL: Wenn Sie Ihrem früheren Ich etwas sagen könnten, was wäre es?

Schubert: Vor Kurzem hat mich meine 17-jährige Enkelin besucht. Als ich sie fragte, was sie nach dem Abitur machen möchte, hat sie geantwortet, dass alle sie das fragen würden. Sie aber möchte einfach versuchen, in der Gegenwart zu leben. Und da dachte ich: Diese junge Frau hat schon jetzt die Hauptsache des Lebens verstanden.

SPIEGEL: Frau Schubert, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



REPORTER:INNEN
forum

Wie ernst die Lage in den Frauenhäusern ist

Die meisten Frauenhäuser waren im Jahr 2022 regelmäßig voll belegt. Eine Datenauswertung von CORRECTIV.Lokal zeigt erstmals, wie schwer es für gewaltbetroffene Frauen ist, einen freien Platz zu finden.

Von Nina Bender, Max Donheiser, Miriam Lenz, Chiara Swenson, Pia Siber,
Jonathan Sachse, Mohamed Anwar, Valentin Zick, CORRECTIV, 06.03.2023

<https://correctiv.org/aktuelles/2023/03/06/haeusliche-gewalt-frauenhaus-platz-finden/>

Abgehoben

Der Privatjet ist das ultimative Symbol unserer Zeit: Klimabewegte verachten ihn, Reiche wollen einen besitzen. In Genf fand nun die größte Privatjet-Messe Europas statt.

Von Maja Beckers, Zeit Online, 29.05.2023

"Mallorca, Mykonos, die ganzen Inseln, da kriegst du im Sommer keinen Parkplatz", sagt der nette Mann neben mir im Bus. "Da kann es sein, dass du nach Malaga fliegen musst, nur weil du auf Mallorca nirgendwo dein Flugzeug abstellen kannst." Der Mann arbeitet für eine Firma, bei der man Privatjets chartern kann, und wie sich herausstellen wird, ist er nicht der Einzige aus diesem Teil der Flugwelt, der seinen Namen lieber nicht in den Medien lesen möchte. Aber der Mann erzählt gerne von den Herausforderungen seiner Branche, die irgendwie banal und gleichzeitig komplett surreal klingen.

Wir fahren derweil über das Gelände des Flughafens Genf. Hier findet die EBACE statt, die European Business Aviation Convention and Exhibition, die größte Privatjet-Messe Europas. Wir wollen raus aufs Rollfeld, wo rund 50 Flugzeuge ausgestellt sind, von kleinen Propellermaschinen bis zum legendären Boeing Business Jet, quasi einer fliegenden Sechszimmerwohnung, die je nach Größe und Modell um die 70 oder auch fast 400 Millionen Euro kosten kann. Mögliche Käufer sollen sich ein Bild machen können von den Maschinen. Und selbst für diejenigen, die in dieser Branche arbeiten, ist es eine seltene Gelegenheit, solche Flugzeuge einmal zu betreten.

Plötzlich bleibt der Bus stehen. Polizei kommt uns entgegen: Das Rollfeld ist gesperrt. Wir müssen umkehren und fahren zurück zur Messehalle. "Demonstranten", sagt einer der Sicherheitsleute, als wir vor der Halle aussteigen. "Das gibt's doch nicht!", ruft jemand. "Haben die Kleber mitgebracht?" Ketten, antwortet jemand, der offenbar Kontakt zu Kollegen auf dem Rollfeld hat. Dutzende Aktivisten aus ganz Europa haben es gestürmt, liest man später, um für ein Verbot von Privatjets zu

protestieren. Einige ketteten sich an Flugzeugen fest. "Wie sind die hier reingekommen?", fragt eine Frau. "Aber mir schon Probleme machen, weil ich Haarspray in der Tasche habe!" Die Sicherheitskontrollen bei der EBACE sind tatsächlich die strengsten, die ich je bei einer Messe erlebt habe. Meine Handtasche muss ich an dem Tag mehrmals für das Security-Personal öffnen. Die Demonstranten konnte es offenbar nicht aufhalten.

Wir stehen nun vor der Messehalle. Einige zünden sich Zigaretten an. Der Sicherheitsmann sagt, es soll bitte nur hinter der gelben Linie geraucht werden, aber dafür ist der Ärger jetzt zu groß. "Wie geht das überhaupt? Ich dachte, in der Schweiz herrscht noch Ordnung!", ruft jemand. Ein anderer hat eine Vermutung, wer dahinterstecken könnte: "Letzte Generation! Wenn die so weitermachen, dann garantiere ich, dass sie die Letzten sein werden!" Ich glaube, der Mann weiß auch nicht, was das heißen soll, aber er ist sauer. Eine Zahl können hier fast alle aufsagen, stellt sich über den Tag hinweg heraus: 0,04 Prozent. So viel oder eben so wenig, sagt man hier, mache die private Luftfahrt laut einer Studie der International Civil Aviation Organization am weltweiten Gesamtausstoß von CO₂ aus. Nur!

Es wird noch dauern, bis wir zu den Flugzeugen kommen. Aber eigentlich kann auch niemand damit gerechnet haben, dass diese Veranstaltung störungsfrei verlaufen würde. Privatjets sind zuletzt mitten ins Zentrum gesellschaftlicher Großauseinandersetzungen gerückt: um den richtigen Umgang mit der Klimakatastrophe, um eine fortschreitende Konzentration von Reichtum auf der ganzen Welt, um eine zunehmend auch räumliche Segregation entlang sozialer Ungleichheiten, um die Herausbildung von so etwas wie einer transnational herrschenden Klasse, die über alle Grenzen hinwegfliegt und dabei niemals ein herkömmliches Flughafenterminal betreten muss.

Der Privatjet ist das Symbol geworden für fast alles, was vermeintlich falsch läuft in der Welt. Oder eben: sehr richtig läuft. Was bekämpft werden muss (Klimakatastrophe, Kapitalismus). Oder was verteidigt werden muss (Bewegungsfreiheit, Kapitalismus). Der Privatjet ist ein Symbol, auf das sich sehr viele einigen können – nur eben aus den verschiedensten Gründen. Viel mehr jedenfalls, als

dass sie sich einig wären, wo Reichtum beginnt, wie hoch eine Erbschaftssteuer sein sollte, wie die Wirtschaft umgebaut und welche Emissionen eingespart werden sollten.

Ein breites Spektrum von klimabesorgter bürgerlicher Mitte bis zum linken Rand findet im Privatjet einen gemeinsamen Nenner: *Diese* Leute sind auf jeden Fall zu reich, und *diese* Emissionen sind auf jeden Fall unnötig. Der Humanökologe Andreas Malm schrieb einmal, bei derart demonstrativem Konsum auf Kosten der Umwelt handele es sich in Wahrheit um "ein als ideales Leben angepriesenes Verbrechen".

Gleichzeitig strahlt kaum etwas heller als ein eigenes Flugzeug. Der Privatjet ist eben auch zum ultimativen Statussymbol geworden. Stars nutzen ihn nicht nur, sondern posen demonstrativ in seinen Sitzen und sprechen liebevoll von ihrem "PJ". Wer den Firmenjet nutzen darf, dem ist der Respekt der Kollegen sicher. Kein anderer materieller Gegenstand steht so sehr für Erfolg, dafür, wirklich wichtig zu sein. Zu wichtig, um seine Zeit in Security-Schlangen verschwenden zu können, zu wichtig, um einen Raum mit anderen Leuten zu teilen: Wenn eine übliche Flugzeugkabine die expliziteste Metapher für die Existenz einer Klassengesellschaft ist – First, Business, Premium Economy, Economy Class und dazu die Statuskarten der Vielflieger –, ist die Kabine eines Privatjets die Abwesenheit aller Gesellschaft. 10.000 Meter über der Erde allein zu sein, mit niemandem die aufbereitete Atemluft teilen zu müssen, ist der letzte Beleg nicht nur fürs Abgehobene, sondern Enthobene im besten Sinne. Wer alleine fliegt, muss sich scheinbar um niemanden mehr scheren.

Werbung für Erfolgsratgeber, für Investmentberatung oder für diejenigen, die ihr Glück versuchen wollen, auch für Lottospiele: Sie alle zeigen Menschen im PJ als Inbegriff des sorgenfreien Lebens. Das ist der Privatjet schon allein durch seinen Preis. Er ist so teuer, nicht zuletzt im laufenden Unterhalt, dass nicht die reichsten ein Prozent der Weltbevölkerung sich einen leisten könnten, sondern nur ein Bruchteil dieser ein Prozent. Und auch wenn Firmen Flugzeuge kaufen oder mieten, tun sie das schließlich nur für eine kleine Spitze an Führungsleuten. Wenn der Freiheitsbegriff, nicht nur in einer vulgärliberalen Ausdeutung, heutzutage auf das Recht auf ungehinderte Individualmobilität verkürzt wird, hat man als Privatflieger die Krone der Schöpfung erreicht.

Im Juli 2022 postete Kylie Jenner ein Foto auf Instagram, das sie mit ihrem Freund Travis Scott in inniger Umarmung zwischen zwei Flugzeugen zeigt. "Nehmen wir deins oder meins?", schrieb Jenner dazu. Die ultimative Power-Couple-Pose, die umgehend eine Gegenreaktion auslöste, in deren Verlauf Jenner in sozialen Medien als "Vollzeit-Klimakriminelle" bezeichnet wurde.

Aber der Jet strahlt weiter und zunehmend in den Alltag der Normalverdienenden hinein. Voriges Jahr ging ein Tweet viral und wurde umgehend zu einer Art Meme, eine Mutter beschreibt die Begegnung ihrer fünfjährigen Tochter mit einem Piloten, der zu ihr sagt: "Wenn du groß bist, könntest du Flugbegleiterin werden." Wer nun die Reaktion von Mädchen oder Mutter erwartet hätte, sie könnte statt Flugbegleiterin auch Pilotin werden, lag falsch. "Oder", sagt die Tochter nämlich, "ich könnte das Flugzeug besitzen." Es ist klar, welche Emanzipationsvorstellung näher am Zeitgeist ist, offenbar auch an einem progressiven. Feministische Accounts teilen den Tweet bis heute gern. Der Privatjet ist, obwohl für fast alle Menschen unerreichbar, auch zu einem zentralen kulturellen Signifikanten geworden.

Das offenbar wachsende Begehren lässt sich an Flugbewegungen ablesen. Im Jahr 2022 sind von deutschen Airports so viele Privatjets abgehoben wie nie zuvor. Mehr als 94.000 Starts verzeichnete die Luftkontrollorganisation Eurocontrol, also etwa 260 Flüge täglich, ein Zuwachs von neun Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Damit machen Privatjet-Flüge etwa zwölf Prozent des gesamten Flugverkehrs in Deutschland aus. Die Corona-Pandemie hat der Branche einen Schub versetzt. Als nichts mehr flog oder man lieber nicht mit anderen Menschen auf engem Raum sitzen wollte, sind viele, die es sich leisten konnten, auf Privatjets umgestiegen. "2021 waren wir schon zehn Prozent über dem Stand von vor Corona", sagt Jürgen Wiese, Chef der European Business Aviation Association, damit Veranstalter der EBACE und oberster Lobbyist auf EU-Ebene für private Luftfahrt in Brüssel. Für Wiese sind Privatjets, und die sprachliche Kreativität von Lobbyisten kann man nur bewundern, deshalb "Gesundheitskapseln".

Und wer den Luxus des privaten Fliegens einmal erlebt hat, will offenbar kaum mehr zurück. Kein Drängeln vor der Sicherheitskontrolle, keine Sorge um *liquids* in durchsichtigen Tüten, keine Schlange vorm Einsteigen, kein "*airport stress*", wie man auf der EBACE sagt. Man wird zum General Aviation Terminal gefahren, ein

Extraterminal des Flughafens, in 15 Minuten ist man durch. Und wenn man sich verspätet oder spontan noch einen Termin einschieben will, wartet der Flieger natürlich.

Im Gegensatz zu Superjachten etwa, die vor allem die schönen Seiten des Lebens noch schöner machen sollen, soll der Jet das Notwendige, die reine Bewegung von A nach B, weniger unangenehm machen. Es sind die zwei Seiten der hedonistischen Lehre: die Lust vergrößern und den Schmerz verkleinern.

Vielleicht ist Schmerzverkleinerung das zeitgemäßere Bedürfnis. Jedenfalls wächst das Begehren nach Privatflügen auch unter den, na ja, so Mittelgutverdienern. Davon hat an diesem Genfer Morgen bereits eine Frau erzählt, die mit mir gemeinsam im Taxi zum Messegelände fuhr. Sie arbeitet für einen Privatjet-Anbieter, auch sie möchte bitte ohne Namen bleiben. Sie trägt einen wahnsinnig schicken weißen Blazer, der mit winzigen Federn bestickt ist, und obwohl ich eine Seidenbluse trage, wird mir sofort klar, wie *underdressed* ich offenbar für das Event EBACE bin. Die fantastisch gekleidete Frau greift nach dem Kaffee in der Shuttle-eigenen Kaffeemaschine und sagt, ihre Firma bekäme neuerdings viel Traffic auf ihrer Website von Menschen, die sich das private Fliegen gar nicht leisten könnten. "Sie fragen uns: Stimmt es, dass man seinen Hund mit an Bord nehmen kann? Oder: Was kostet die Maschine, mit der Cardi B geflogen ist?" Aber das Unternehmen habe natürlich Mitarbeiter, die schnell checken können, ob diese Interessenten ausreichend Barschaft für die Erfüllung dieses Traumes haben. Woher kommt das gestiegene Interesse? "Ich glaube, sie sehen es auf Social Media", sagt die Frau. Das naturgemäß private Privatfliegen sei dort viel sichtbarer geworden.

Dazu kommen aber auch neue Geschäftsmodelle, die sich gezielt an diejenigen richten, die bisher nicht zum Stammklientel gehören. Sogenannte Broker bieten neben den normalen auch schon mal besonders günstige Leerflüge an, wenn ein Flugzeug überführt werden muss. Eine andere Idee hatte Martin Feč. Ich treffe ihn an seinem Stand in einer Art Start-up-Bereich der Messe. Feč bietet mit seinem Unternehmen Gemini Wings ein Sharing-Modell an: Er will Flugzeugbesitzern die Stunden, in denen ihre Maschine am Boden steht, ab- und vergleichsweise günstig weiterverkaufen. "Es gibt heute mehr junge Flugzeugbesitzer aus der Techbranche, die offen sind für Sharing-Modelle", sagt Feč. Teilen ist hier vielleicht noch ein größerer Euphemismus,

als er es in der ansonsten gar nicht so neuen Sharing Economy ohnehin schon ist. Denn ein kleiner fliegender Sechssitzer, der mit einem geteilt wird, kostet immer noch etwa 5.500 Euro die Stunde. "Wissen Sie", sagt Feč über die Neuerschließung der Zielgruppen, "früher war es etwas Besonderes zu fliegen, wie ein Theaterbesuch." Heute sei das nicht mehr so, heute sei "der Privatflieger der Theaterbesuch".

Ein Theaterbesuch, eine Gesundheitskapsel, das sind nicht mal die erstaunlichsten Metaphern, die einem auf der EBACE begegnen. Eine "Zeitmaschine" nennen hier manche den PJ. "Solange es keine gibt", also keine Zeitmaschine, "kommen wir dem am nächsten", sagt Jürgen Wiese. Aber die meisten Metaphern um den PJ haben mit Leistung zu tun: der Leistung derjenigen, die in ihnen mitfliegen sollen. "Sie hören nie auf, sich zu verbessern. Und das tun wir auch nicht", heißt es in einem Katalog von Lufthansa Technik, die Ausstattung und Wartung von Flugzeugen anbietet. "*This is where forward-thinkers thrive*", liest man an einem anderen Messestand: Privatfliegende werden selbstverständlich als "Vordenker" umworben. "*Ahead of Every Curve. Beyond Every Challenge*", lautet ein anderer Slogan, immerzu ist man anderen voraus und allen Herausforderungen gewachsen. Nein, die werden nicht einmal als solche begriffen, man ist längst über Herausforderungen hinaus, *beyond*.

Die Kunstfertigkeit, mit der Leistung und Erfolg in wenigen Worten mit dem Menschheitstraum vom Fliegen verflochten werden, ist beeindruckend. Auf einer großen Bühne sitzen zum Eröffnungstalk Toto und Susie Wolff, "zwei enorm erfolgreiche Menschen", werden sie vom Moderator genannt. Die beiden Wolffs sind ehemalige Autorennfahrer. Was das mit dem Fliegen zu tun hat, erschließt sich nicht gleich. Außer eben das: ein ganz bestimmter Vibe. Es geht viel um *ambition* und um *drive*, darum, ganz vorne zu sein. Um den Privatjet als ebenso notwendiges wie verdientes Arbeitswerkzeug für High Performer: "*Up where you belong*", heißt es bei Lufthansa. Nur nach oben.

Der US-Soziologe Thorstein Veblen schuf Ende des 19. Jahrhunderts in seiner *Theorie der feinen Leute* (Veblen nannte diese "*leisure class*") den Begriff des "Geltungskonsums". Veblen untersuchte, welche Art von Verschwendung hoch angesehen sei, und fand damals vor allem Konsum, der viel freie Zeit, viel Möglichkeit zur Muße signalisierte. Hier in Genf lässt sich knapp 120 Jahre später gut beobachten,

wie sehr eines der teuersten Konsumgüter der Welt heutzutage hingegen als reines Arbeitsgerät inszeniert wird. Veblens Idee von der "ehrevollen Verschwendung" existiert weiterhin, aber ihre Modalitäten haben sich verschoben. Obwohl Wohlstand heute zunehmend vererbt wird (oder vielleicht gerade deswegen), wird es umso wichtiger, Leistung zu betonen. Niemand will wirken, als habe er oder sie herrlicherweise nichts zu tun, selbst das größte Nepo Baby verkauft sich als schwer beschäftigt, auch wenn der klassische Arbeitsbegriff dafür weit gedehnt werden muss. Und deshalb tut die Privatflugzeugindustrie entsprechend so, als hätten sich ihre Kundinnen und Kunden das alles verdient, und als seien sie immer zuvorderst Geschäftsleute und nicht – was doch auch ein schönes Betätigungsfeld ist – Geldverschwender.

Auch Jürgen Wiese spricht konsequent von "Business Aviation", so nennt sich die Branche der privaten Luftfahrt offiziell. Darunter fallen diverse Formen des Nichtlinienfliegens, aber Geschäftsflüge seien in der Mehrheit, sagt Wiese. Wie sehr, darüber gebe es aber leider keine genauen Zahlen. Es sei auch schwer zu unterscheiden. "Ich sage immer: Wenn Geschäftsleute aus London im 17. oder 18. Jahrhundert im Sommer zu ihrem Familiensitz an der See gefahren sind, dann sind sie dort auch hin und her gependelt zwischen Arbeit und Freizeit. Das ist auf der Ebene wirklich schwer zu unterscheiden."

Nun hat die Bourgeoisie vergangener Jahrhunderte nicht das Problem eines fatal großen CO₂-Fußabdrucks gehabt. Beschäftigt ihn der Beitrag seiner Branche zum Klimawandel? Absolut, sagt Wiese, Nachhaltigkeit sei eines der wichtigsten Themen der Messe, schließlich sei die Geschäftsluftfahrt "das Testzentrum für Innovationen". Neue Antriebe könnten besser an kleinen Flugzeugen getestet werden. Tatsächlich könnten die ersten elektrisch betriebenen Ministrecken-Flieger, also die berüchtigten Flugtaxis, nächstes Jahr in Paris an den Start gehen. Ansonsten sind aber die meisten auch der hier ausgestellten Innovationen noch sehr am Anfang. Wie ein Elektromotor etwa einmal ein größeres Flugzeug bewegen soll, ist noch völlig unklar. Das sieht auch Wiese: "Die Batterien wären viel zu schwer." Immerhin hat man gleich am Eingang einen Simulator eines solarbetriebenen Sportfliegers aufgestellt. Ein Hobbygerät und das einzige seiner Art.

Und Wiese hat noch eine zweite Antwort darauf: Es geht wieder um den kleinen Anteil an den Gesamtemissionen, die 0,04 Prozent. "Das ist so, weil unsere Flugzeuge kleiner sind", sagt er. Nun ja, pro Kopf ist der Ausstoß dann aber sehr viel höher. Pro Kopf dürfe man aber nicht rechnen, findet Wiese, das werde auch "bewusst so dargestellt". Dann müsse man sich auch fragen: Wer sitze denn in den Business-Fliegern? Menschen, die Arbeitsplätze schaffen. Und in einem bemerkenswerten Gegensatz zum Leistungsprotz wird die private Luftfahrt plötzlich ganz klein, wenn Wiese Linienflüge als "Großluftfahrt" bezeichnet.

Ich will nun endlich einen Flieger von innen sehen, und solange das Rollfeld noch gesperrt ist, kann ich mich immerhin in das Innenraummodell einer Cessna Citation Ascend setzen. Sie wird heute erstmals vorgestellt, sie ist ganz klein, ich kann in der Kabine nicht einmal aufrecht stehen. Der Innenraum ist weitgehend reduziert auf eine Sitzbank und zehn einzelne Passagiersitze, aber die haben es in sich, wie der Designer erklärt. Ich nehme Platz, und die Sitze sind tatsächlich wahnsinnig bequem. Lange Forschung sei in die Frage nach den perfekten Winkeln für Füße, Beine und Hüftstellung gegangen, bis zu Schultern und Nacken, sagt der Designer. Es klingt, als sei hier der durchdachtste Sitz aller Zeiten entwickelt worden. "Sie verbringen ja auch 95 Prozent der Zeit im Sitzen", sagt der Designer.

In der Halle stehen weitere Modelle zum Reinsetzen, es fällt auf, dass sie alle recht konservativ gestaltet sind, Sitze, Tische, Getränkehalter. Natürlich alles vom Feinsten. Aber der Mangel an Extravaganz ist fast ein bisschen enttäuschend. Zum Glück gibt es auch noch Minimodelle von Fliegern, ein bis zwei Meter lang, die zeigen, was möglich wäre, würde man als PJ-Käuferin keine Kabine von der Stange bestellen wollen, sondern noch ein bisschen mehr durchdrehen, rein innenarchitektonisch: Ein Wellnessbereich mit Massageliegen und Sauna ließe sich einbauen, goldene Kronleuchter könnten von der Kabinendecke baumeln, ein DJ-Pult ließe sich in der Mitte aufstellen, darum tanzen kleine Plastikfiguren. In einem der Modelle stehen sogar kleine Bäume. Bäume im Flugzeug! Das ist doch was.

In der Praxis aber konzentriert sich vieles auf die Sitze. Sie sind zur Kulisse geworden für das ikonischste Bildmotiv, das die private Luftfahrt bisher produziert, man könnte es das "Ich im hellen Ledersitz"-Foto nennen. Dieses Bild gehört beinahe in

jeden gut kuratierten Superstar- oder mittlerweile sogar Influencer-Feed auf Social Media, an den hellen Sitzen sollst du sie erkennen, die Privatfliegenden. Donald Trump allerdings, auch in seiner alten 757 zugleich ein Protzer und um Anschluss an die Lebensrealität seiner weit weniger vermögenden Fans Bettelnder, hat auch das Helle-Ledersitz-Motiv etwas ruiniert: Im US-Präsidentschaftswahlkampf 2016 ließ er sich in seiner 757 dabei ablichten, wie er auf entsprechend beige Sitzmobiliar platziert mit Messer und Gabel (schweres Silber!) Chicken aß, das ihm aus einem riesigen KFC-Eimer aufgetan worden war.

Dieser helle PJ-Sitz ist vielleicht das, was heute einem Thron am nächsten kommt. "*Welcome to the Ultimate Experience*" steht auf einem riesigen Werbeplakat. Die *Ultimative Experience* im Bild ist: ein Mann in diesem Sitz. Am Lufthansa-Stand ist so einer aufgestellt, davor eine Flasche Moët und zwei goldene Champagnergläser. "*Take a snapshot and become our star*" steht über der Kabineninstallation geschrieben. Wer noch nicht selbst zu den Lufthoheiten gehört, kann wenigstens auf Erden einmal den Geschmack von Ruhm testen – letztlich aber nur fürs Foto.

Die Karriere dieser Pose erzählt viel über eine weitere Besonderheit der Privatjet-Kultur: eine eigentümliche Gleichzeitigkeit von Präsenz und Rückzug. Allein zu fliegen, wortwörtlich von der Welt abzuheben, ist wohl die nicht nur symbolisch größte Form der Abgeschiedenheit, die man wählen kann. "*Own your journey*" ist so ein weiterer Slogan, den man auf der EBACE liest: Besitze deine Reise. Die Schaffung eines privaten Raums, der gleichzeitig politische und geografische Grenzen im Flug überwindet, wird zum Ausdruck größter Selbstbestimmtheit und Individualität. Und genau die soll nun wieder gesehen werden, wenn Bilder davon auf Social Media verbreitet werden: Der französische Soziologe Grégory Salle spricht in Bezug auf Superjachten vom Phänomen der "demonstrativen Abgeschiedenheit". Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit schließen sich nicht aus, "sondern stützen sich aufeinander".

Das ist auch für Privatjets wahr, wenn nicht noch wahrer. Besonders, wenn man das Versteckspiel bedenkt, das um sie herum entstanden ist. Privatjet-Tracker wie der Student Jack Sweeney veröffentlichen die Starts und Landungen der Jets von Milliardären und Stars im Netz (Elon Musk lieferte sich daraufhin mit Sweeney ein kleines Twitterduell). Und manche von denen wiederum, Leute wie etwa der

französische Luxusunternehmer Bernard Arnault, haben begonnen, auf Mietjets umzusteigen, um wieder unsichtbar zu werden, nicht live auf dem Flight-Tracker identifizierbar zu sein. Das könnte für prominente Geschäftsleute wie Arnault nicht nur eine Frage der Sicherheit und eines geradezu natürlichen Verlangens nach Diskretion sein, sondern auch eine der geschäftstüchtigen Ausrechenbarkeit, möchte man vermuten: Wer Modemarken kauft wie andere Leute Handtaschen, der will doch bestimmt nicht verraten, wo er gerade vielleicht das nächste Label erwirbt.

Jetzt dürfen wir in Genf endlich aufs Rollfeld. Ein roter Teppich führt durch die Halle zum Shuttle und bei Ankunft weiter in die Flugzeuge. Die Sonne knallt, Wasserflaschen werden verteilt. "*The future has landed*" steht in riesigen Lettern auf dem Transparent eines Herstellers, die Zukunft ist gelandet. Es ist vielleicht mein Lieblingswortspiel heute, gleich nach "*Time flies, quality lasts*" und dem artisanalisierten "*Aircrafted for you*".

Plötzlich Geraune in der Schlange zur Dassault Falcon 2000LXS, einem mittelgroßen Flugzeug. Da sei der *Soundso*, der eine 38-Meter-Jacht besitze und irgendwas mit Scientology zu tun habe. Ich drehe mich um, der nicht identifizierte Jachten-und-Privatflieger-Fan verschwindet zwischen den anderen schwarzen Anzügen. Um das Flugzeug zu betreten, müssen wir alles draußen lassen, selbst kleine Handtaschen. "Ist das wegen der Proteste?", frage ich. "Wegen allem", sagt der Mann am Einlass, und ich kann nicht sagen, ob er genervt ist oder einfach diskret. Alle wollen hier immer entweder wirklich diskret sein oder zumindest den Eindruck erwecken, sie seien es. Drinnen machen zwei Mitarbeiter eines französischen Flughafens Fotos, natürlich auch das Foto in einem der Sitze. Einmal die Person in diesen Sitzen sein.

Spektakulärer noch als die Falcon 2000LXS ist die Global 7500 von Bombardier, 33,8 Meter lang, Platz für maximal 19 Passagiere (je nach Konfiguration), maximale Reichweite 14.260 Kilometer, das ist von Deutschland knapp bis Australien. Ein Mann, der sich als Pilot vorstellt, führt mich durch die Räume, ja, Plural. Acht Schlafplätze gebe es hier, sagt er. Zwei davon in einem richtigen Schlafzimmer mit Nachtlampen, einem Bücherregal und einem Knopf am Kopfende des Bettes. "Falls man bei der Flugbegleitung mal einen frischen Orangensaft ans Bett bestellen will", sagt der Pilot. Denn die Türen zwischen den Räumen sind natürlich schalldicht, auch das schafft

wieder: Diskretion. "Das ist schöner als mein Hotelzimmer", sage ich. "Als meins auch", sagt der Pilot.

Vor dem Schlafzimmer liegt das Fernsehzimmer mit Couch, davor der Aufenthaltsraum mit den Sitzen und davor eine voll ausgestattete Küche mit zwei Öfen und Kristallgläsern für jeden Bedarf: je achtmal Rotwein, Weißwein, Champagner und Whiskey. Die Maschine gehört Vistajet, der größten Privatjet-Airline mit 360 Flugzeugen in ihrem Bestand. Weil durch die hohe Zahl der Maschinen auch wahrscheinlich ist, dass jederzeit eine verfügbar ist, egal wo und wann, selbst wenn man morgen spontan nach Hawaii will, ist Vistajet angeblich besonders beliebt bei Menschen, die sich solche spontanen Ideen finanziell und zeitlich leisten können. Wer also mietet dieses Flugzeug? Schauspieler oder Musikstars, sagt der Pilot, "oder auch was schon mal in die royale Richtung geht". Und wohin wollen die so? "Zum Beispiel mit der Familie in den Urlaub fliegen", sagt er. Etwa 25.000 Euro kostet das die Stunde, also für einen Flug von Berlin nach New York knapp 225.000 Euro. Was ist anders daran, als Pilot für eine Privatflieger-Airline statt für eine übliche kommerzielle Airline zu arbeiten, frage ich. "Der Autopilot ist derselbe", sagt der Pilot. Er ist witzig. Und mal wieder wahnsinnig diskret.

Was sagt er zu den Protesten heute morgen auf dem Rollfeld? Jeder solle seine Meinung sagen, sagt der Pilot unbestimmt, in welcher Form, darüber könne man streiten. Nur dass die Sicherheitsleute alle angewiesen hätten, das Rollfeld zu verlassen, hätte er unsinnig gefunden. "Wir sind einfach in unsere Flugzeuge gegangen." Und diese Szene hat nun schon fast wieder symbolischen Charakter.

Als die Soziologen Luc Boltanski und Eve Chiapello den "neuen Geist des Kapitalismus" im ausgehenden 20. Jahrhundert untersuchten, fanden sie, er sei geprägt davon, "dass sich ein Kräfteverhältnis generalisiert, das mit der Mobilität zusammenhängt". Und auch wenn Teile ihrer Diagnosen sich überholt haben, scheint diese These gültiger denn je zu sein. Mobilität ist Macht. Und Privatjets sind in dieser Hinsicht Mittel und Zeichen zugleich. Vielleicht ist die expressive Dimension dieser Fortbewegungsmittel sogar diejenige, die in den vergangenen Jahren noch stärker gewachsen ist als der Markt für Privatjets und privates Fliegen selbst.

Das ist vielleicht die auffälligste Erkenntnis dieses Besuches: Wie eng der Privatjet mit den Vorstellungen von Macht und Erfolg verwachsen ist (und mit der Behauptung, Leistung zu bringen: Wer privat einschwebt, ist Leistungsträger, wer mit dem Zug zu einem Geschäftstermin kommt, ist wohl nicht ganz bei der Sache). Wie ikonisch und nachahmenswert die Bilder geworden sind, die das Privatflugzeug produziert. Wie sehr es zum ultimativen Versprechen auf Selbstbestimmung geworden ist. Würde eine Einschränkung des privaten Luftverkehrs, wie sie die Demonstranten in Genf forderten, einmal ernsthaft diskutiert, dann wäre diese kulturelle Dimension ihr stärkster Gegner.

Während der Himmel sich langsam rosa färbt über dem Rollfeld des Genfer Airports, sieht man nun kleinere Flugzeuge auf der Bahn nebenan starten. Womöglich reisen darin die ersten Messebesucher ab, manche von ihnen haben vielleicht geshoppert auf der EBACE. Vielleicht ist morgens jemand aus London hergekommen, stelle ich mir vor, und ist später zum Abendessen schon wieder zurück: eine heutige Entsprechung der Londoner aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, von denen der PJ-Lobbyist Jürgen Wiese erzählt hat. Der wesentliche Unterschied wäre der Effizienzgewinn beim Reisen, London-Genf-London wäre ein sehr effizienter Halbtagsausflug gewesen.

Die privatfliegende Person wäre vermutlich nur einer Handvoll Menschen begegnet dabei, einem Fahrer mutmaßlich (zum und vom Flughafen in London), ein paar Airport-Angestellten, dem *eigenen* Piloten oder der *eigenen* Pilotin, in Genf dann ausgesuchtem Beratungspersonal auf der Messe.

In einer anderen Welt als der der Business Aviation würde man diesen Privatfliegenden einen einsamen Menschen nennen.



REPORTER:INNEN
forum

Unser Müll im All

Kaputte Satelliten und Raketen, Trümmer aus Kollisionen und Angriffen: Eine Wolke aus Schrott kreist um die Erde. Eine Gefahr für die Raumfahrt – und unsere Zivilisation

<https://www.zeit.de/wissen/2022-10/weltraumschrott-satelliten-raumfahrt-gefahr-forschung>

Von Paul Blickle, Robert Gast, Nicolás Pablo Grone, Andreas Loos, Axel Rudolph,
Julius Tröger und Benja Zehr

ZEIT ONLINE, 18.10.2022



Da treibt wer im Wasser!

Er ist Liebling vieler Ost-Berliner. Aber der Weiße See in Pankow hat sich verändert. Er ist der nächste Reiz-Ort in der Stadt. Und immer wieder ertrinken hier Menschen. Warum eigentlich?

Von Niklas Liebetrau, Berliner Zeitung am Wochenende, 19.08.2023

Als erstes geht's immer in den Sani-Raum. Hemd aus, Hose runter, Badehose an. Das T-Shirt in Baywatch-Rot über den nicht mehr ganz so flachen Bauch, Ray Ban in den Kragen, Trillerpfeife um den Hals. Dann in Flipflops zu Steffi's Café, „juten Tach!“, aber Steffi kann gerade nicht. Vor der Theke kreischen die Kinder. Wir wollen Eis! Kaktus, Bum Bum, Milk Flip. Also über den warmen Sand, vorbei an sonnencremeverschmierten Rücken, nach vorne zur Kante. Dirk Heckert, leitender Rettungsschwimmer am Weißen See, stemmt die Fäuste in die Hüften. Sein Revier. Mittwoch, 13 Uhr, 29 Grad im Schatten, 23 Grad im Wasser, beste Bedingungen, aber nicht viel los. Schichtbeginn.

Er kneift die Augen zusammen, blickt über das glitzernde Nass. Gute fünfzig Meter entfernt schwimmen zwei, drei, vier Einzelköpfe ihre Bahnen. Auf die kommt es an, auf die Einzelköpfe. Die Gruppen melden sich schon, wenn einer untergeht. Aber die Einzelköpfe, bei denen muss man wissen, wie viele gerade im Wasser sind. 90 Prozent der Badetoten sterben still, weiß Heckert, da gibt's keinen einzigen Schrei, kein Planschen. Stimmritzenkrampf und das war's, die Lunge blockiert, der Mensch sinkt ab. Wie ein Stein. Ist noch gar nicht so lange her, da trieb wieder einer am Ufer. Ein Mann, 89 Jahre alt.

Der vierte Badetote in diesem Jahr.

In keinem anderen See in Berlin ertrinken so viele Menschen wie im Weißen See in Pankow. 14 waren es seit 2004. Im Schlachtensee, Platz zwei, waren es im gleichen Zeitraum acht. Das macht die Arbeit der Rettungsschwimmer zum Nervenkitzel. 60 Tage kann es ruhig bleiben, gibt es nicht mehr zu tun, als die Kinder zu ermahnen, nicht an der Boje zu spielen, oder den Eltern zu sagen, sie

sollen bitte gut aufpassen. Schwimmwesten anlegen, Seepferdchen kontrollieren, man ist schon ganz eingelullt.

Und dann passiert's. Dann fehlt plötzlich ein Einzelkopf, dann muss es schnell gehen. Ein Rettungsschwimmer ins Wasser, der zweite bläst in die Trillerpfeife, alarmiert das Personal hinten beim Café, springt hinterher. Die Kollegen rufen den Notruf, lassen das Bad räumen. Sie haben das oft geübt, haben aufgestockt. Letztes Jahr zwei neue Rettungsschwimmer, dieses Jahr noch mal vier. Insgesamt sind sie im Team von Heckert jetzt zu zwölf. Bei jedem Bewerbungsgespräch erklärt er: Hier vergeht kein Sommer ohne Badetoten. Nichts für schwache Nerven.

Der Weiße See, entstanden in der letzten Eiszeit vor 10.000 Jahren, 350 Meter lang, 305 Meter breit, hat so seine Tücken. Mit zehn Hektar ist er nicht besonders groß, das unterschätzen die Leute, sagt Heckert. Und der See ist tief. Fast zehn Meter. So war es jedenfalls mal. Inzwischen verliert der See viel Wasser. Der Klimawandel, die Verdunstung. Dirk Heckert glaubt, es liege auch an den Schwimgästen, die das Wasser mit ihren Badehosen und Bikinis aus dem See tragen würden. Es gebe da Erhebungen.

Jedes Jahr pumpt der Bezirk bis zu 50.000 Kubikmeter Grundwasser in den See, um die Vertrocknung aufzuhalten. Ein hoffnungsloses Unterfangen. Langfristig werde man sich auf „Verlandungserscheinungen“ einrichten müssen, heißt es aus dem Bezirksamt. Keine guten Aussichten für den Weißen See.

Dirk Heckert, 42, klein, leichte Halbglatze, nicht der typische Rettungsschwimmer, aber mit einem tiefverankerten Helfer-Gen, kennt den See, seit er ein kleiner Junge ist. In Bernau geboren, in Pankow aufgewachsen, gleich um die Ecke vom See. Angeln, baden, Würzfleisch essen im Milchhäuschen drüben; mit der Mutter im Bötchen übers Wasser, oder mit den Jungs beim Herrentag. Früher war es ruhiger hier, sagt er. Die Wiesenflächen hatten noch Rasen. Baden außerhalb des Strandbads war auch da schon verboten. Aber irgendwie ist weniger passiert.

Heute ist der See an warmen Tagen wie ein Magnet, der halb Berlin anzieht. Im Grunde ist es der einzige Badesee in ganz Nordberlin und auch noch mitten in der Stadt. Strandgefühl mit eigener Tram-Haltestelle, abtauchen, 15 Minuten hinterm Alex, kraulen im Häusermeer. Und dann ist eben zu wenig Platz im Strandbad, wo der Eintritt 7,50 Euro kostet. Kann sich auch nicht jeder leisten.

Dann sind die Wege am See eine einzige Meile, die Menschen liegen wie die Sardinen auf den Wiesen, dann hält sich keiner mehr ans Badeverbot. Es wird reingesprungen, wahrscheinlich noch mit ein paar Promille im Turm. Und dann passiert's.

Natürlich bewegt das die Menschen hier, dass ständig wer ertrinkt. Vor allem auch den Chef, Alexander Schüller, vor vielen Jahren hier angefangen als Barkeeper, seit 2017 Pächter des Strandbads. Acht der 14 Ertrinkenden hat er live miterlebt, sagt er. Wobei nur zwei der 14 im Strandbad ertrunken seien. Der Rest da, wo das Badeverbot gilt.

Im Februar war es Schüller, der Yolanda F., die 29-jährige Frau aus Südafrika, und ihren 20 Monate alten Sohn Amani aus dem Wasser zog. Er war gerade aus der Tür getreten, da kam eine Frau auf ihn zugerannt: Da schwimmt wer im Wasser! Er machte noch einen Scherz, „solange er noch schwimmt, ist alles ok“, aber es war nicht der Moment zum Scherzen. Als er die Frau im See treiben sah, zog er Schuhe und Hose aus, sprang ins eiskalte Wasser, zog die Frau raus. Das Gesicht blau angelaufen, kleine Bläschen überall, wird er nie vergessen. Dann bemerkte er den Strick um ihren Bauch, er zog und hatte plötzlich den Jungen vor sich. Wahrscheinlich war er auf dem Eis eingebrochen und sie hatte versucht, ihn mit einem Seil zu retten, glaubt Schüller. „Das hat grundlegend was in mir verändert“, sagt er. Länger kann er nicht drüber sprechen.

Dirk Heckert kann besser mit diesen Unglücken umgehen. Er hat mit 13 den Rettungsschwimmer gemacht, wegen Nicole, seiner Flamme damals, die war im Schwimmverein. Nach einem halben Jahr hörte sie auf, er aber blieb, wurde Trainer, baute den Wettkampfbereich aus, machte parallel eine Ausbildung zum Krankenpfleger. Heute ist er in der ambulanten Pflege, Palliativ, Onkologie, begleitet Menschen in den Tod, regelmäßig. Er hat gelernt, nicht mit jedem mitzusterben. Zwei- bis dreimal die Woche macht er eine Schicht im Strandbad. Weil der See ihm am Herzen liegt.

Draußen auf dem Wasser ist immer noch wenig los. Erstaunlich ruhig für einen Mittwoch in den Ferien. Eine ältere Dame ist lange geschwommen, jetzt steigt sie hinten am anderen Ende die alten Steintreppen rauf und setzt sich zu einer Gruppe direkt am Wasser. Die Frauen haben die Träger ihrer Bikinis von den Schultern gestreift, die Männer halten ihre Bäuche in die Sonne, Sonnenbrille auf, Tattoos auf der Brust. Sie sind häufig hier. Eine Frau mit silbernen und pinken Strähnen erzählt von früher. Sie heißt Britta Pflanze, sie sei eine vornehme Pflanze, sagt sie.

Früher, das war 1966, da war sie vier, da hat sie hier im Strandbad Schwimmen gelernt. „Bei Paule Wolf“, sagt sie, als wüsste jeder, wer das ist. Paule Wolf, Bademeister und Schwimmlehrer, damals eine Institution, kennen heute nur noch die Alten. Seine Frau saß vorne, immer schick zurechtgemacht, und hat Eintritt kassiert. Und er hat den Kindern das Schwimmen beigebracht, mit Korken und einem Stab, an dem sie wie an einer Angel hingen.

Das Strandbad war damals noch aus Holz, sagt Britta Pflantze. Es gab einen Springturm, mit Einer, Zweier, Dreier. Den gibt's heute nicht mehr. Es hat trotzdem noch seinen Charme. Nur der Park um den See, der leide unter der Fülle von Menschen.

Es regt sie auf, Frau Pflantze, dass immer schlecht über den See gesprochen wird, wenn wieder jemand absäuft. „Der See hat doch keine Schuld daran“, sagt sie. Es sind die Leute! Ganz bestimmte Leute. Die, die trinken und Drogen nehmen und dann leichtsinnig ins Wasser springen und rüber schwimmen zur Fontäne und Halligalli machen, obwohl es nicht erlaubt sei. Die Fontäne funktioniert ja auch schon lange nicht mehr.

Sie erzählt von den Schwänen. Vergangenes Jahr im Frühling hatten Unbekannte die Eier in den Nestern durch Pflastersteine ersetzt. Nur ein neuer Schwan ist geschlüpft. Das Bezirksamt musste einen Zaun um die Nester errichten. Frau Pflantze schüttelt den Kopf. „Wo leben wir eigentlich?“

Es ist eines dieser Themen, über die viel gesprochen wird: die Schwäne. Und über das Niedrigwasser, die Ertrunkenen, die Säufer, den Verfall des Parks. Der Weiße See ist einer dieser Orte in Berlin, wo sich die Gereiztheit der Stadt offenbart. Wo Politik und Verwaltung nicht mehr hinterherkommen mit der Problembewältigung. Seit Jahren fehlt dem Pankower Ordnungsamt Personal. Nur 44 Dienstkräfte stehen 268 zu kontrollierenden Grünflächen und 223 zu überwachenden Spielplätzen gegenüber. Im größten Bezirk der Stadt kann damit kaum ein Ort regelmäßig kontrolliert werden. So bleiben der See, sein Park und die Menschen hier sich selbst überlassen.

Ein paar Schritte aus der Tür des Strandbads trifft man auf eine ältere Dame mit extravaganter, bunter Frisur. Sie hat ein Geschäft in der Nähe, schon in dritter Generation, sie will nicht, dass in der Zeitung steht, wer sie ist. Aber sie hat einiges zu sagen.



Der Wandel am See sei nur Resultat des Wandels des ganzen Ortes, sagt sie. „Weißensee, das war früher ein reiner Arbeiterbezirk.“ Heute gehe die Schere ganz weit auf. Eine Dreieinhalb-Zimmer-Dachgeschosswohnung, die derzeit zum Verkauf steht, mit Blick auf den See, gibt es für 1,2 Millionen Euro. Andererseits ist Pankow der Bezirk mit den meisten Flüchtlingsunterkünften. „Die Berliner Alle war mal eine Prachtstraße, da gab es allein drei Fleischer“, sagt die Frau. Heute gebe es nur noch einen und der mache bald zu. Dafür gebe es an jeder Ecke einen Barber-Shop. „Wenn das Wetter gut ist, ist es hier wie bei der Loveparade“, sagt sie. Das Bade- oder Grillverbot werde in keiner Weise durchgesetzt.

Das Bezirksamt hat sich in der Vergangenheit schon einige Gedanken gemacht, für Ordnung am See zu sorgen. In einem Sommer wurde er eingezäunt, dann richtete die Polizei eine mobile Wache am Ufer ein. Es wurden grüne Schilder aufgehängt, die mit Symbolen auflisteten, was verboten ist: Grillen, Baden, laute Musik, auch das Shisharauchen war dabei. Anwohner beschwerten sich: Das Grün der Plakate gehe vor lauter Bäumen doch unter. Also ließ der Bezirk neue Schilder aufhängen. Diesmal in Pink. Das Shisharauchen stand nicht mehr darauf. Das sei diskriminierend. Stattdessen schafften es E-Scooter auf das Verbotsschild. Nach kurzer Zeit schwammen die meisten Plakate im Wasser.

Vergangenen Sommer dann wollte die Ordnungs-Stadträtin Manuela Anders-Granitzki von der CDU ein Zeichen setzen. Mitten im Hochsommer machte sie einen Rundgang um den See, mit 15 Beamten der Polizei und des Ordnungsamtes. Ziel waren die unerwünschten Wildbader, die man mit einem Bußgeld belegen wollte. Doch an dem Tag gewitterte es. Niemand war da.

Noch in diesem Jahr soll nun eine größere Sanierung des Parks erfolgen. Rund 5,2 Millionen Euro gibt es dank Fördergeld aus einem Klimaschutz-Programm des Bundes und Ausschüttungen aus dem Vermögen des DDR-Partei-Apparats. Ab September soll erst das Nordufer mit dem Klimageld, dann das Südufer mit den ehemaligen SED-Mitteln von seinen Schäden genesen. Geplant sind offenbar auch Sträucher an den illegalen Badestellen. Mit spitzen Dornen.

An der Aussichtsplattform neben dem Milchhäuschen kommen ein Mann und eine Frau ins Gespräch. „Da liegt ein E-Scooter“, sagt die Frau und deutet hinunter ins trübe Wasser. „Die Batterie entwickelt doch Säure.“ „Man müsste dem Ordnungsamt Bescheid geben“, sagt der Mann. „Die kommen eh nicht“, sagt die Frau. „Aber reingehen kann man ja auch nicht, da kriegst du



gleich eine Strafe“, erwidert wieder der Mann. „Man bräuchte ein Seil, am besten mit Haken.“ „Früher war ich hier oft schwimmen“, sagt die Frau. „Aber heute gibt’s hier dieses Rungelunger und dann das Niedrigwasser, die Natur leidet.“

Der Mann verabschiedet sich. Die Frau schaut auf den See, wo sich das Rot der untergehenden Sonne spiegelt und breite Algenteppiche schaukeln. „Es war mal schön hier“, sagt sie. „Aber das ist es nicht mehr. Ist ja auch okay.“ Sie nimmt ihr Fahrrad und fährt davon.

Vor allem die Alten am See, die, die ihn noch aus DDR-Zeiten kennen, schauen mit Sorge auf seine Entwicklung. Und vielleicht nicht nur hier, sondern generell: auf den Bezirk, die Stadt, das Land. Sie sind erfasst von einer Frustration, von Misstrauen gegenüber Politik und Medien, den jungen Leuten, die sie nicht mehr verstehen. Sie wenden sich ab ins Private. Andere wiederum freuen sich, überhaupt einen See um die Ecke zu haben. Wer hat das schon?

Gleich hinter der Aussichtsplattform, rechts von der Plansche, liegt, versteckt hinter Bäumen, die Freilichtbühne. In ein paar Minuten wird hier ein queerer Militärfilm gezeigt. Mittwochs ist immer Arthouse. Die Bühne wird betrieben von einem Verein. Drei der Mitglieder sind da und stellen Liegestühle vor der Leinwand auf. Rob, Inga und Nora.

Rob kommt aus Kanada, arbeitet als Übersetzer, lebt eigentlich auf dem Land in Brandenburg. „Als ich hier vor vielen Jahren herkommen bin, da wurde noch ‚BFC-Dynamo‘ geschrien“, sagt er. „Heute hört man hier Panjaby.“ Das Multikulti am See findet er gut. Auch, dass so viele Leute da seien, man könne flanieren, Menschen gucken, das sei doch interessant. Und wenn es draußen mal zu laut werde und sich die Filmgäste gestört fühlten, geht man eben raus und bittet, die Musik leiser zu machen. Es gebe selten Probleme. Und auch die BSR käme regelmäßig, um den Park aufzuräumen. „Ist doch alles okay.“

Im Strandbad geht für Dirk Heckert, den Rettungsschwimmer, derweil ein ruhiger Tag zu Ende. Nichts Größeres passiert heute. Jetzt geht’s Kaffee trinken, bald ist Urlaub, er fährt mit seinen Jungs zum Ballermann und dann nach Dänemark mit Steffi von Steffi’s Café, seiner Freundin. Am Wasser sitzen noch ein paar Ältere und genießen ihr Bierchen. Es ist friedlich, Radau gibt’s heute keinen, trotz bestem Wetter. Unterdessen steht auf der Aussichtsplattform gegenüber ein Mann mit der grünen Weste der E-Scooter-Firma. In der Hand hält er einen Haken an einem Seil. Mit Mühe



REPORTER:INNEN
forum

zieht er das schwere, tropfende Gerät aus dem Wasser. Zumindest an diesem Abend hat hier am Weißen See alles seine Ordnung.



**„Davon haben wir keine Kenntnis“ – Khaled al Masri, die CIA und der deutsche Rechtsstaat (1/4)
– Die Entführung.**

Link: <https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/tiefenblick/tiefenblick-el-masri-entfuehrung-100.html>

Musik

Goetz 01

It's like sometimes, you know, the water goes, You know, at the shore. And you can see the rocks and the structures underneath the water. And the Khaled el Masri case is it is one of these seldom cases where you can actually see the real structure of how things worked. Manchmal zieht sich das Meer zurück, wie bei Ebbe, und du kannst die Steine und Strukturen sehen, die sonst unter Wasser liegen. Der Fall Khaled el Masri ist einer der seltenen Fälle, bei dem die Struktur sichtbar wird, die diesen Vorgängen zugrunde liegt.

Ströbele

Wenn el-Masri, ein deutscher Staatsbürger mit dem Namen Müller oder Meier oder Ströbele gewesen wäre, dann wäre ein riesen Aufstand in Deutschland los gewesen.

Mekhennet

Ich dachte auch, wir leben in einem Staat, in dem (...) man dafür sorgen würde, dass Dinge genau aufgeklärt werden.

Dick Marty

Diese außergerichtlichen Entführungen. Es sind kriminelle Handlungen.

Ströbele

Dann ist das von der Bundesregierung verneint worden. Sie hätten keine Kenntnisse dazu. Dabei wussten sie es.

Dick Marty

Dieser Fall ist beispielhaft für die Heuchelei den Missbrauch demokratischer Institutionen, der sich aus dieser Antiterrorpolitik ergeben hat.

Musik

Ansage

Davon haben wir keine Kenntnis. Der Fall Khaled el Masri, die CIA und der deutsche Rechtsstaat

Ein Feature von Stefan Eberlein

Folge 1: Die Entführung

Erzähler

Silvester 2003. Khaled el Masri, ein deutscher Staatsbürger mit libanesischen Wurzeln, steht am Busbahnhof in Ulm. Er will eine Woche nach Mazedonien reisen. Khaled el Masri ist gerade arbeitslos und lebt mit seiner Frau und vier Kindern in der Nähe von Ulm. In einer 30 Quadratmeter Wohnung - im Untergeschoß. Die Familie hat finanzielle Sorgen, die Situation in der Ein-Zimmer-Wohnung ist angespannt.

Khaled El Masri beschliesst, etwas zu tun, das er noch nie gemacht hat: Urlaub. Ohne weiter



zu überlegen, bucht er das billigste Angebot, das er finden kann.

El Masri

Ich wollte ein paar Tage weg von Zuhause sein. Und das hat damals ein Angebot gegeben so günstig ungefähr 150 Euro mit Buchung Hotel in Mazedonien. Einfach abschalten von zuhause, weil es Probleme gab zuhause. Ich wollte davon abschalten, allein sein und so bin ich dann nach Mazedonien gefahren mit dem Bus.

Erzähler

An der serbisch-mazedonischen Grenze wird der Bus kontrolliert. El Masri muss aussteigen. Er wird durchsucht und befragt. Aus der Befragung wird ein Verhör. Sieben Stunden später wird er von Männern in Zivil, die alle Pistolen am Gürtel tragen, in ein Hotel in Skopje gebracht, der Hauptstadt Mazedoniens.

El Masri

Und da hab ihn gefragt, ob ich verhaftet bin. Und da hat er gesagt, sehen Sie irgendwo Schellen oder irgendwas?

Ich durfte nicht telefonieren oder irgendwelche Kontakt irgendwo hin...und ich wusste nicht, warum oder was die wollen.

Dann habe ich gesagt, ok, dann will ich Kontakt zur deutschen Botschaft. Dann hat er gesagt, aber die Deutschen wollen mit ihnen nicht sprechen. Und behauptet, ich sei ein Ägypter und mein Pass sei gefälscht.

Musik

Irgendwann war ich wütend, bin ich aufgestanden und gesagt, jetzt gehe ich.

Und dann sind sie in Stellung gegangen in dem Raum und haben ihre Waffen gezogen. Ich soll mich auf dem Bett liegen oder sie schießen. Und diese Situation war wirklich ernst, so wie ich gesehen habe. Dann bin ich zurück auf dem Bett.

Erzähler

Drei Wochen lang muss Khaled el Masri auf dem Hotelbett verbringen. Er darf es nur verlassen, um auf die Toilette zu gehen. Bewacht wird er rund um die Uhr von drei Männern, die nach je acht Stunden vom nächsten Team abgelöst werden.

Nach 23 Tagen auf dem Hotelbett keimt Hoffnung auf. Khaled el Masri wird mitgeteilt, dass er nach Deutschland gebracht würde. Doch das stimmt nicht. Er wird zum Flughafen gefahren, dort schwer verprügelt und entkleidet. Schwarz verummte Männer legen ihm Windeln an und stecken ihn in einen Sportanzug.

El Masri

Im Flugzeug haben die mich auf den Boden geworfen Und bekam ich Spritze in Schulter und dann war ich weg.

Musik

Erzähler

Wie er erst viel später erfährt, wird Khaled el Masri nach Kabul gebracht und von dort im Kofferraum eines Autos in ein Geheimgefängnis verschleppt, das etwa 20 Kilometer entfernt in einer alten Ziegelei errichtet worden ist.

El Masri

Es war unter der Erde, also im Keller. Und die haben mich links und rechts an die Wände geschlagen. und ging eine Türe zu. Und dann habe ich gesehen, dass ich irgendwie in eine dreckige Raum. Und stinkt wie die Sau.



Ich war sehr durstig in dieser Zeit. Und von dem Loch an der Türe von der Zelle stand Einer und hat mich beobachtet. Dann hab ich ihm gezeigt, dass ich trinken will. Dann hat er mir gezeigt, an der Ecke eine Plastikflasche, ich soll von dort trinken, Das Wasser hat furchtbar ausgesehen komische Sachen und Tier oder irgendwas drin. Dann hab ich ihm gesagt, dass das Wasser nicht sauber ist. Dann hat er gesagt, entweder das oder kriegst Du gar nicht.

Irgendwann ist dieser Wächter weg, und in dem Nebenzelle hat einer geklopft bei mir und wollte mich kennenlernen. Wahrscheinlich ein anderer Häftling. Und dann hab ich ihn gefragt, ja wo sind wir hier überhaupt. Da hat er gesagt, dass wir in Kabul sind. Irgendwann wurde ich von der Zelle geholt in Verhörraum. Und dort gab vielleicht fünf, sechs Personen waren verummmt. Die Amerikaner saßen dort aber ganz normal in Zivil, nicht verummmt.

Die haben mich ungefähr fünfmal hintereinander, immer nachts vom Bett herausgeholt. Und verhört, Eine Stunde oder so und dann zurück gebracht .

Die haben ja gesagt Ja, du kommst hier nicht mehr raus. Also in 20 Jahre Kommst du hier nicht raus.

Musik

Die andere Häftlinge waren etwas länger dort, ein Jahr oder ein paar Monate. Die haben mir erzählt, dass ein anderes Gefängnis gibt und die waren in dem Gefängnis ungefähr zehn Minuten weit von dieser Gefängnis. Und dort wird dann heftig richtig gefoltert.

Also Schlafentzug, dass die gefesselt an die Wände, dass die immer stehen bleiben oder die Hände an der Decke oben und absolute Dunkelheit mit lauter Musik beschallt die ganze Zeit.

Musik

Da war einer aus Somalia damals, der hat Brüche an den Armen, wo er dort gefoltert wurde, der wurde nicht behandelt, ärztlich oder irgendwas.

Dann haben wir gesagt okay, wir treten alle in Hungerstreik, wir haben das miteinander ausgemacht. Nach ein paar Tage konnten die anderen nicht mehr, dann haben die aufgehört. Dann bin ich geblieben mit dem Hungerstreik allein, durchgezogen.

In diese Zeit ging mir wirklich sehr, sehr schlecht. Irgendwann kamen Leute in der Zelle, haben mich rausgebracht, ich konnte nicht mehr aufstehen. Den Hungerstreik 37 Tage hat gedauert. Und dann haben die mich Auf einen Stuhl gefesselt und der Kopf nach hinten festgehalten und von links und rechts und da kam der amerikanische Arzt mit einem Trichter mit einem Schlauch, hat das durch die Nase geführt und hat so eine Dose entleert.

Es war sehr, sehr unangenehmes Gefühl, und da hat er gesagt, wenn Ich will, dann brauch ich nicht mehr mit dem Hungerstreik aufzuhören. Die werden mich Zwangsernähren auf diese Art und Weise. Wenn ich aufhöre, dann werden die mir essen und alles Mögliche, wie ich mir wünsche, bringen, und dann habe ich gesagt, aber auch den anderen. Dann hat er gesagt: Fuck. Und dann ist er weg.

Erzähler

Seine Hartnäckigkeit führt dazu, dass sich etwas ändert.

El Masri

Zum ersten Mal wurde ich von der Zelle ohne Handschellen, ohne alle so freundlich von der Zelle gebracht in der Verhörraum. Am Tisch dort saß einer, und es gab Kekse und Tee.

Plötzlich spricht er mit mir Deutsch. Diese Person. Dann fängt er an: Wir wollen ja miteinander offen reden, ja? Ja richtig, offen, Sie wissen. Irgendwie war, wusste nicht, wo er anfangen soll.

Dann ich hab ihn gefragt: Wer sind Sie überhaupt? Hat er gesagt Sam. Also ich soll ihn Sam nennen. Dann hat er gesagt, ja, Wir sind jetzt hier allein miteinander, wir können jetzt miteinander reden. Du kommst hier raus, aber der Weg dorthin nicht so einfach. Es wird länger dauern. Die Amerikaner wollen nicht, dass jemand weiß, dass Du hier warst.



Musik

Erzähler

Ende Mai, fünf Monate nach seiner Entführung, wird Khaled el Masri nach Albanien ausgeflogen und dort in einem Wald ausgesetzt. Wenig später wird er von albanischen Beamten aufgegriffen und ohne weitere Umstände in ein Flugzeug nach Deutschland gesetzt.

El Masri

In Frankfurt, wo ich ankam, an der Kontrolle: Haben Sie kein neues Bild? Weil, ich sah viel älter aus. Ok, dann durfte ich gehen. (...) So, jetzt nahm ich den Zug nach Ulm, komme ich nach Hause, sehe ich, dass die.....

Erzähler

Khaled el Masri kann nicht weitersprechen. Die Gefühle sind zu stark.

Erzähler

Als er nach seiner Rückkehr völlig verwahrlost seine Wohnung betritt, ist diese leer. Seine Familie ist verschwunden.

Musik

Aycha

Ja, wir haben gestritten. Und dann, als er gegangen ist, dann nicht mehr gekommen. Ich war sehr traurig für ihn.

Erzähler

Khaled El-Masris Frau Aycha erinnert sich sehr genau an die Zeit, als ihr Mann 2004 plötzlich verschwunden ist. Wochenlang bleibt sie mit vier kleinen Kindern allein in der Wohnung zurück. Jetzt sitzen wir alle zusammen, Khaled el Masri, seine Frau Aycha, vier Kinder und ich. Es gibt aromatischen arabischen Kaffee mit viel Zucker. Warum sie nicht zur Polizei gegangen ist, und ihren Mann vermisst gemeldet hat, erklärt sie so:

Aycha

Und dann habe ich mir gedacht, dass er mit anderen Frauen heiratet oder irgendwas, ich weiß nicht.

Und ich habe gesagt, ja ok, egal, wenn er nicht kommt, dann gehe ich auch nach Libanon. Ich bin drei Monate im Libanon geblieben und als wir dort waren, dann habe ich gehört von die Leute, er ist im Irak kämpfen, ja. Ich habe nicht geglaubt, die Leute sagen viele Sachen. Vielleicht das ist Richtig oder falsch, ich weiß nicht, immer denke ich, das ist nicht normal.

Erzähler

Die Ungewissheit zermürbt.

Aycha

War sehr sehr schwierig für mich und für meine Kinder. Meine Kinder waren sehr traurig. Dann .. sein Freund hat mich angerufen.

Er hat gesagt, dein Mann ist wieder zurückgekommen und er ist gesund und er ruft dich abend zurück an. Und dann hat er mich auch angerufen.

Hab ich nur geweint am Telefon. Wo warst Du? Warum hast du mich nicht angerufen?

Warum? Ich wusste nicht, wo du warst.

Er hat gesagt ich war im Gefängnis. Dann bin ich schnell nach Deutschland wieder

Erzähler

Als Aycha El-Masri mit den Kindern zurückkommt, erkennt sie ihren Mann kaum wieder.



Aycha

In Frankfurt haben wir uns getroffen. Er war nicht wie früher. Er war mit so lange Bart, seine Haar waren ein bisschen weiß, und so, ja, er war älter als früher. Und er ganz dünn, auch. Ja dann wir sind uns getroffen und die Kinder und ich komm umarmen auch, alle zusammen. Ja natürlich. Hat mir alles erzählt, ich hab ihm ja natürlich geglaubt. Er war von seine Gesicht, seine Haare, seine Körper nicht normal
Das bedeutet, dass er nicht im Urlaub war.

Musik

Unser Leben Ist ganz schlecht geworden, ist nicht wie früher.
Vor der Entführung war ganz normaler Mann.
Wir gehen spaziere und mit die Kinder auch und Picknick machen und ganz normal leben wie alle Leute, aber nach Entführung dann hat er keine Lust für diese Sachen wie früher und wenn ein Kind weint, dann sagt, bitte ich kann nicht hören, hat keine Lust für die Kinder oder für irgendwas
Das macht Probleme für mich und meine Kinder auch.
Diese Geschichte wird man verrückt auch.

Erzähler

Warum wurde Khaled el Masri überhaupt entführt?
Der Anschlag vom 11. September 2001 auf das World Trade Center erschütterte die westliche Welt. Amerika beschloss, die Terroristen in der ganzen Welt zu jagen.

Georg Bush

Terror is evil and wherever evil exists, the free nations of the world must come together, in a massive coalition

Erzähler

Gerhard Schröder, damals deutscher Bundeskanzler, reagierte sofort.

G. Schröder

Ich habe dem amerikanischen Präsidenten Georg Bush die uneingeschränkte Solidarität Deutschlands zugesichert.

Musik

Erzähler

Schröder drückte zwar seine Verbundtheit aus, aber ihm war auch klar, dass die CIA die entscheidende Rolle im Kampf gegen den Terrorismus spielen würde. Was genau würde der amerikanische Geheimdienst nun unternehmen? Die bekannte US-amerikanische Investigativjournalistin Dana Priest hat sich jahrelang mit dieser Frage beschäftigt. Sie arbeitet heute bei der Washington Post und war die erste, die Anfang 2005 über die Sichtweise der CIA zum Fall el Masri schrieb.

Priest

It took years of understanding why they did what they did. It's easy for us now, I think, to dismiss a lot of that because we don't remember what the aftermath of 9/11 was like. But I think there are reasons that they did what they did and they aren't because they're evil people there, because they were panicked. They didn't have much information. They thought other people would die. The president and others, including Congress, were telling them, don't let this happen again, go find people.

Es hat Jahre gedauert, zu verstehen warum sie taten, was sie taten. Ich denke, es fällt uns jetzt leicht, vieles davon abzutun, weil wir uns nicht daran erinnern, wie die Nachwirkungen des



11. September waren. Aber ich glaube, es gibt Gründe aus denen, sie getan haben, was sie getan haben, und die sind nicht, dass sie böse Menschen sind, sondern weil sie in Panik geraten waren. Sie hatten nicht viele Informationen. Sie dachten, andere Menschen würden sterben. Der Präsident und andere, einschließlich des Kongresses, sagten ihnen, lasst das nicht noch einmal passieren, geht und findet diese Leute.

Musik

Erzähler

Im Fall Khaled el Masri erfährt Aleksandar Boshinowski, ein Investigativjournalist aus Mazedonien, schon kurz nach der Entführung, was passiert ist.

Boshinowski

this case, was very contradictory, absurd, almost from all sides.
Dieser Fall war sehr widersprüchlich, absurd, fast von allen Seiten.

Boshinowski

El Masri, his name was on the FBI list of most wanted people tied to the 9/11 attacks. However, Khaled al Masri they're looking for was a Spanish citizen. And this called Khaled El masri with the same name, the same surname is a German citizen.
El Masri, sein Name stand auf der FBI-Liste der meistgesuchten Personen im Zusammenhang mit den Anschlägen vom 11. September. Der gesuchte Khaled el Masri war jedoch spanischer Staatsbürger. Und dieser Khaled El Masri mit dem gleichen Namen, ist deutscher Staatsbürger.

Boshinowski

So he arrives in Tabanovze border. Macedonian-Serbian border.
Policemen decide to move him to Skopje in the hotel Skopski Merak. This is a hotel who was placed just behind the U.S. embassy, the old place, the U.S. Embassy in Skopje
Er kommt also am Grenzort Tabanovze an, an der mazedonisch-serbischen Grenze. Polizisten beschließen, ihn nach Skopje in das Hotel Skopski Merak zu verlegen. Dies ist ein Hotel, das direkt hinter der ehemaligen US-Botschaft in Skopje liegt.

Boshinowski

They didn't wait any information from Lyon, France, seat of Interpol, to find that is the passport is genuine or not. Instead, they informed the U.S. embassy in Skopje and they informed, I guess, Washington or their superiors over there who sent the airplane to take el Masri

They didnt have any evidence that this man has anything to do with terrorism
Sie haben nicht auf Informationen aus Lyon, Frankreich, dem Sitz von Interpol, gewartet, um herauszufinden, ob der Pass echt ist oder nicht. Stattdessen informierten sie die US-Botschaft in Skopje und sie informierten, glaube ich, Washington oder ihre Vorgesetzten dort drüben, die das Flugzeug für el Masri geschickt hatten.
Sie hatten keinerlei Beweise dafür, dass dieser Mann irgendetwas mit Terrorismus zu tun hatte.

Boshinowski

They want to give a contribution to the United States fight against terrorism. There was so popular at that time, you gain a lot of useful for a small country like Macedonia. having support for the number one superpower in the world means very huge thing
In everything, in politics, in economy in security, in absolutely everything
I believe that they wanted to secure a powerful friend in the United States with this.
Mazedonien wollte einen Beitrag zum Kampf der Vereinigten Staaten gegen den Terrorismus leisten. Das machte man damals so, weil es für ein kleines Land wie Mazedonien vieles zu gewinnen gab. Unterstützung von der Supermacht Nummer eins der Welt zu haben, bedeutet



sehr viel. In allem. In der Politik, in der Wirtschaft, in der Sicherheit, in absolut allem. Ich glaube, dass sie sich damit einen mächtigen Freund in den Vereinigten Staaten sichern wollten.

Boshinowski

My source was officer in the military intelligence. I think that they told me because they are too excited. There was they believe they have captured very big fish. They do become internationally famous by capturing one of the organizers of the 9/11 attacks. It was just too big thing to keep to keep quiet.

Meine Quelle war Offizier des Militärgeheimdienstes. Ich glaube, sie haben es mir gesagt, weil sie zu aufgeregt waren. Sie glaubten, einen sehr großen Fisch gefangen zu haben. Sie glaubten, Sie würden international berühmt, wenn sie einen der Organisatoren der Anschläge vom 11. September gefangen nehmen. Es war einfach zu groß, um es geheim zu halten.

Musik

Erzähler

Auch Dana Priest in Washington findet heraus, wie die CIA beschloss, Khaled el Masri festzusetzen.

Priest

It was over the Christmas holiday. And the CIA, like everyone else, gets to have a vacation unless there's an emergency. So instead of having this station chief who was more experienced in the embassy, (..) which usually is where the CIA is, it was a lower level person. And so that lower level person made a decision on their own and apparently was very excited. [00:04:49]Can you imagine, you know, they're out in Macedonia, which is not in the middle of the fight in Afghanistan, (...) It was just out there in Macedonia.

Es waren die Weihnachtsfeiertage. Und die CIA-Agenten hatten - wie jeder andere auch - Urlaub, es sei denn, es würde einen Notfall geben. Anstelle des sehr erfahrenen Abteilungsleiters in der Botschaft, (..), in der auch die CIA-Agenten normalerweise sitzen, war nur ein untergeordneter Mitarbeiter anwesend. Und so traf dieser Mitarbeiter selbst eine Entscheidung und war anscheinend sehr aufgeregt. Sie müssen sich vorstellen, Sie sind da in Mazedonien, das ist nicht mitten im Kampfgeschehen in Afghanistan, (...) Es war einfach da draußen in Mazedonien.

Priest

And yet being some part of this counterterrorism effort was where everyone in the CIA wanted to be. So here's this young guy in the station. He gets very excited.

Und dennoch wollte jeder in der CIA ein Teil dieses Anti-Terror-Kampfes sein. Da ist also dieser junge Typ an diesem Standort. Er ist sehr aufgeregt.

Priest

And the other person that was on vacation was the head back in Washington of the European division. So in their bureaucracy, you know, just like all bureaucracies, the higher you go, the closer you are in headquarters. But those people are more experienced, more seasoned. They are supposed to be able to bet people more. They probably would have asked, you know, have you figured out if the passport is valid? What what else have you done? But that person was on vacation, too.

Und die andere Person, die im Urlaub war, war der Leiter der europäischen Abteilung in Washington. Also in ihrer Bürokratie, wie bei allen Bürokratien, je höher man kommt, desto näher kommt man dem Hauptquartier. Diese Leute sind erfahrener. Sie sollten in der Lage sein, Menschen besser einzuschätzen. Sie hätten wahrscheinlich gefragt: Ist der Pass noch gültig? Was hast du sonst noch gemacht? Aber diese Person in Washington war eben auch im Urlaub.

Musik



Priest

The decision to render him would be made on a very high level. And that, I believe was made at the CTC.

Die Entscheidung, ihn auszuliefern, muss auf sehr hoher Ebene getroffen worden sein. Und das wurde im Center für Terrorismusbekämpfung gemacht.

Erzähler

Chef des Centers für Terrorismusbekämpfung ist zu der Zeit Cofer Black.

Priest

Cofer Black. who was legendary in his own rights for things he had done in the past, who was forward leaning, who was very aggressive He wasn't going to hold back for any kind of doubts. He would he would rather push forward. And if they made a mistake I think they would figure that out later.

Cofer Black, der immer nach vorne wollte, der sehr aggressiv war. Er würde sich nicht wegen irgendwelcher Zweifel zurückhalten. Er würde lieber nach vorne drängen. Und wenn sie einen Fehler gemacht hätten, dann würden sie das später herausfinden.

Erzähler

Und im Fall el Masri ist der Fehler gewaltig. Khaled el Masri ist Opfer einer Verwechslung geworden. Doch es stellt sich heraus, das Problem ist noch viel größer. Journalisten finden durch seine Zeugenaussagen nicht nur Beweise dafür, dass seine Geschichte stimmt, sondern entdecken 2004 und 2005 über die Flugdaten der CIA-Jets ein Netz von Geheimgefängnissen. Es wird immer klarer, dass die USA ein großangelegtes Entführungsprogramm unterhalten. Goetz The Khaled el Masri case basically reveals the entire underbelly of the secret American torture and prison system.

Der Fall Khaled el Masri enthüllt die Schattenseiten des geheimen US-Folter- und Haftsystems.

Erzähler

meint John Goetz, Investigativjournalist des NDR, der selbst an diesem Fall gearbeitet hat.

Goetz It was actually he was kind of an entree.

Der Fall war sowas wie die Eintrittskarte.

Goetz He was a keyhole that you could look through and eventually get the door open of an entire system of the United States running an independent judicial torture transportation system where they had prisons in Morocco, their prison, Morocco and Thailand, and in Romania and Lithuania and Poland.

Er war das Schlüsselloch, durch das du gucken kannst und schließlich auch der Zugang zu einer ganzen Organisation der USA, die ein Folter- und Transportsystem betrieben, unabhängig von der Justiz, mit Gefängnissen in Marokko, Thailand, Rumänien und Polen.

Goetz And Khaled al Masri case was part of part of that circuit.

Und der Fall Khaled el Masri war Teil dieses System.

Musik

Erzähler

In den ersten zwei Jahren nach seiner Entführung verhält sich die deutsche Regierung auffällig still. Dadurch gelangt Khaled el Masri zu der Überzeugung, sie stecke mit der CIA unter einer Decke.

el Masri Es gibt kein Vertrauen, weder in die deutsche Polizei noch in die deutschen Behörden. Grundsätzlich. Weil die, ich weiß es, dass die Dreck am Stecken haben.

Erzähler

Immer stärker ist er davon überzeugt, er würde verfolgt und provoziert, um mundtot gemacht



zu werden.

El Masri

Ich war mal beim Einkaufen am türkisches Laden. Kommt ein Deutscher, wir waren Allein so zwischen den Regalen im Geschäft. Kommt er, steht er vor mir und sagt: Herr el Masri, Haben Sie keine Angst, Sie haben keine Wächter oder irgendwas.

Und der hat mich so angekuckt, ja wie Drohung oder irgendwas und dann ist er weiter gelaufen Richtung Kasse. Er hat gar nix eingekauft und ist er einfach rausgegangen aus dem Geschäft.

Es auf jeden Fall eine Botschaft also, so der Eindruck, wie er das gesagt hat und mich angekuckt. Eine Botschaft natürlich. Machen die das professionell. Man kann das so oder so auslegen.

Musik

Aycha

Ich habe so gemerkt, dass er immer Angst hat und vielleicht Jemand ihm folgt, immer hat Angst für uns dass vielleicht jemand kommt oder irgendwas passiert mit uns.

Erzähler

Sein Anwalt Manfred Gnjjidic, den sich Khaled el-Masri direkt nach der Entführung sucht, macht sich zunehmend Sorgen um seinen Mandanten, der überall nur noch Verfolgung wittert.

Gnjjidic

Und da wurde er zunehmend unruhiger, teilweise hypersensibel. (...) Dann hab ich ihn in eine Besprechung gebeten in die Kanzlei. Dann war er dann da, dann hat er sich beschwert, dass er keine Solidarität bekommt von seinem Staat und dass alle gegen ihn anstatt für ihn arbeiten würden und ähnliches. Und er würde das in seine Hände nehmen.

Erzähler

Was „in seine Hände nehmen“ bedeutet, wird im Frühjahr 2007 klar. Alles beginnt mit einem Streit in einem Großmarkt. Erst mit einer Verkäuferin, dann mit der Geschäftsführung.

Gnjjidic

So ein nicht funktionierender MP3-Player, wo er sich dann beschwert hatte und wo er dann, ich war ja nicht dabei, seiner Vorstellung nach nicht ordentlich behandelt worden ist, von oben herab. Gewährleistungsfall. Tauscht man aus. Funktioniert nicht. Oder man sieht, da ist eine Beschädigung. Eigentlich an sich kein großes Problem, aber es muss dort eskaliert sein, mit Anspucken und allem drum und dran

Erzähler

In el Masris Logik war der Ärger mit ihm gezielt initiiert worden.

Musik

Dann kam die Frau. Sie hat sich wirklich provozierend zu verhalten.

Und dann kam einer und saß an dem Tisch.

Also sie stand vor mir und der Tisch ist hinter ihr und dort saß einer und macht die Schubladen zu und auf und guckt, wie, wenn er was beobachtet. Wie wenn was Geplant wäre. Und sie provoziert. Ich habe wirklich gezittert wie sie mich provoziert hat und mit mir geredet hat.

Da ist irgendwas dahinter.

Erzähler

Als dieses und noch ein weiteres Treffen mit der Geschäftsführung im Streit enden und sich



die Lage in seinen Augen zugespitzt hat, beschließt er, zum Gegenangriff überzugehen.

Musik

Erzähler

Eines Nachts fährt er zum Großmarkt, rammt mit seinem Auto die Tür auf und legt Feuer. Nach dem Brandanschlag muss sich el Masri vor Gericht verantworten. Er trifft auf eine nachsichtige Richterin und wird nur zu einer Bewährungsstrafe verurteilt - was aber nicht heißt, dass er sich nicht weiterhin verfolgt fühlt.

Zwei Jahre später eskaliert die Situation endgültig, als el Masri Streit mit seiner Vermieterin und dem Autohändler hat, der die Garagen im Hof mietet. Im Streit bedroht er die beiden.

El Masri Dann war die Sache klar das, auch was dahinter steckt, auch sein Verhalten beim Autohändler, nicht normal. Dann hab ich die beiden bedroht. Also die Vermieterin und er. Am nächsten Tag klingelt die Polizei, nach der Drohung, bei mir in der Wohnung. Und da stand einer mit ein paar Sterne und irgendwas und hat mit mir geredet, ich stand an der Tür, innen in der Wohnung, und er draußen.

Plötzlich, wo ich mit ihm so geredet habe, nimmt er die Hand und zieht mich nach außen ins Treppenhaus, laufen Polizisten die Treppe hoch, und die haben mich so an die Wand gedrückt Und dann nehme die mich so in die Pyjama in den Wagen und holt so ein Zettelchen, einen Haftbefehl (...) und die sollen mich in die Psychiatrie bringen.

Erzähler

El Masri muss zu einer psychiatrischen Begutachtung ins Bezirkskrankenhaus Augsburg. Der Arzt hält ihn nicht für psychisch krank und entlässt ihn am nächsten Tag. Aber für Khaled el Masri ist das Kriegsbeil endgültig ausgegraben. Dass er vor seiner Familie auf diese Weise behandelt wurde, empfindet er als Demütigung. In seiner Logik muss er zurückschlagen.

Erzähler

El Masri fasst den Entschluss, sich jetzt den Oberbürgermeister vorzuknöpfen.

Gnjidic

Da hat er halt dann den Noerenberg, der mit Sicherheit in meinen Augen da überhaupt keine Rolle spielt und der zu bedauern ist, den hat er dafür verantwortlich gemacht hat, weil er halt gedacht hat, der Staat handelt durch seine Filialen durch, bis in den Bürgermeister.

El Masri

(...) Und dann bin ich (..) direkt ins Büro gegangen. hab ich ihm ein paar Ohrfeigen gegeben. und ihm gesagt, das ist noch nicht alles.

Musik

Absage

Davon haben wir keine Kenntnis. Der Fall Khaled el Masri, die CIA und der deutsche Rechtsstaat; Folge 1: Die Entführung

Das Ding in meinem Kopf

*Es klingt wie ein Wunder. Ein paar Milliampere reichen, um Lahme wieder gehen zu lassen. Unser Autor Andreas Große Halbuer ist in jungen Jahren an Parkinson erkrankt und wäre wohl längst ans Bett gefesselt. Doch er entschloss sich zu einer **risikoreichen Operation**: Elektroden im Gehirn lindern seither die Symptome der Krankheit. Hier berichtet der Journalist von seinem Leben unter Strom*

Von Andreas Große Halbuer, FOCUS Magazin, 12.08.2023

Charité, Bettenhaus Mitte, die Operationsebene im vierten Stock. Draußen tobt die Corona-Pandemie, drinnen in OP-Saal 4 sortiert der Neurochirurg Gerd-Helge Schneider sein Besteck. Alles liegt bereit für Wunder Nummer 974.

Die Automatiktür öffnet sich, die Pfleger schieben den Patienten herein. Der Mann ist 48 Jahre alt, zwei Meter groß, 100 Kilogramm schwer, blasse Haut, geschorener Schädel, die Augen geschlossen.

Der Mann auf dem OP-Tisch, das bin ich. Andreas Große Halbuer, verheiratet, zwei Kinder, erkrankt an Morbus Parkinson. Ich bin Muhammad Ali, ich bin Michael J. Fox, ich bin Wilhelm von Humboldt, Papst Johannes Paul II., Ottfried Fischer, Frank Elstner. Wir sind Millionen.

Uns erwartet ein grausames Schicksal. Wir verlieren die Kontrolle über unsere Körper. Einige von uns kämpfen mit einem Tremor, der so stark ist, dass der Kaffee nicht in der Tasse bleibt. Die anderen leben im Würgegriff des Rigor, einer muskulären Versteifung.

Die Krankheit, benannt nach ihrem Entdecker, dem englischen Arzt James Parkinson, stammt aus den dunkelsten Ecken der Neurologie. Sie ist bis heute unerklärt,

unheilbar und unaufhaltbar. Parkinson ist ein Uhrwerk, das rückwärts tickt. Wir sterben ein bisschen, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde.

„Und, wie geht’s?“, fragt Schneider, der Neurochirurg, als wir uns am Tag vor der Operation auf dem Flur der Neurochirurgie treffen. „Na ja“, knurre ich und denke noch darüber nach, was das für eine bescheuerte Frage ist, da kommt schon die nächste: „Schiss?“ Ich nicke. „Verständlich“, sagt Schneider, „ist nicht ohne Risiko, das Ganze, aber das wird schon.“

„Nicht ohne Risiko“ ist eine nette Umschreibung für das, was hier morgen geschehen wird. Schneider wird mit einem Bohrer zwei Löcher in meinen Kopf treiben und Elektroden implantieren, die dann später Strom an das Bewegungszentrum im Hirn abgeben werden. Einfacher gesagt: Erst spalten sie mir den Schädel auf, dann setzen sie mich unter Strom.

Wir werden acht Stunden den OP-Saal blockieren inmitten einer weltumspannenden Pandemie. Um mich herum werden Operateure, Neurologen, Pflegekräfte ihr Bestes geben. Zwei Tage später wird Schneider, ein bärtiger Bayer mit Goldkettchen, noch einmal operieren, um die Batterie hinter meinem Brustkorb zu verstauen.

Dann bin ich eine Art Cyborg, eine Mensch-Maschine, von außen ansteuerbar über eine Bluetooth-Schnittstelle wie ein Mobiltelefon. Das Ding in meinem Kopf ist mehr als ein Ersatzteil, nicht vergleichbar mit einem künstlichen Kniegelenk oder einem Herzschrittmacher.

Es ist eine Art Upgrade des Betriebssystems inklusive neuer Hardware, ein Bugfixing an der empfindlichsten und zugleich am wenigsten erforschten Stelle des menschlichen Körpers, dem Gehirn. Die Ärzte steuern damit die Beweglichkeit, sie könnten je nach Lage der Elektroden und Stärke des Stroms auch Emotionen ändern oder das Sprechen beeinflussen.

Experimentelle Neurologie heißt das Fachgebiet folgerichtig. Jede Operation ist ein Experiment. Niemand weiß genau, warum es funktioniert, aber dass es funktioniert, das ist bewiesen.

Dass Schneider mich operieren wird, ist ein großes Glück. Er ist einer der besten Neurochirurgen Europas. Es kann einiges schief laufen bei solch einem Eingriff. Eine kleine Blutung an der falschen Stelle, und dann war's das. Doch Schneider wird mein Held, nur weiß ich das zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Vor 13 Jahren stahl sich Parkinson in mein Leben und ging nicht mehr weg. Ich arbeitete als Reporter für die „Financial Times Deutschland“, hatte gerade ein Stipendium in Austin / Texas absolviert. Es lief beruflich ziemlich gut. Eines Morgens schaute mir mein Kollege Lorenz Wagner tief in die Augen und fragte: „Hey, was ist los?“ Warum, wieso? „Na, guck mal in den Spiegel, du siehst ziemlich fertig aus.“

Er hatte recht. Die Schultern waren eingefallen, die Augen trüb, mein Lächeln war weg. Und ich begann das Bein nachzuziehen. Erst kaum merklich, dann begann ich deutlich zu humpeln. Es war eine stressige Zeit, meine damalige Freundin und heutige Frau lebte in Brüssel und Straßburg, ich in Berlin und Hamburg.

Es war einer dieser postmodernen Lebensentwürfe wie aus einem Buch des Soziologen Ulrich Beck. Immer knapp an Zeit, mit vielen Optionen und dem Glauben, dass man alles schaffen kann, wenn man sich nur anstrengt. Was für ein Quatsch.

Das Tippen fiel schwerer und schwerer, die Handschrift wurde unleserlich, Arzttermin folgte auf Arzttermin, und ich humpelte schon bald ziellos umher – zwischen Psychosomatik, Quacksalberei und Dr. Google. Zu viel Stress, ganz klar. Oder doch Multiple Sklerose? Rheuma? Irgendwas mit der Wirbelsäule? Ich hatte fast jede Diagnose.

Aber einen 40-Jährigen mit Parkinson – das konnten sich selbst zahlreiche von mir aufgesuchte Neurologen nicht vorstellen. Dabei ist das gar nicht mal so selten. Etwa zehn Prozent der Erkrankten sind jünger als 35 Jahre.

Wenn die Krankheit erst einmal vorangeschritten ist, lässt sich Parkinson leicht erkennen. Der Gang ist verräterisch. Die Schritte werden kürzer, unsicherer. Der Rücken krümmt sich. Uns Erkrankten fehlt der Neurotransmitter Dopamin. Der Botenstoff kümmert sich um alles, was schnell ist, was schön ist, was Spaß macht. Ohne Dopamin tasten wir uns vorsichtig durch unsere immer kleiner werdende Welt.

Über Umwege gelangte ich während meines Ärztemarathons an Reinhard Ehret, einen niedergelassenen Neurologen aus Berlin-Steglitz: Er machte das einzig Richtige, er schickte mich zum Dat-Scan, einer Art Szintigramm fürs Gehirn. Die Maschine misst die Menge der sogenannten Substantia nigra im Gehirn und vergleicht das Ergebnis mit Daten von Gesunden. Die schwarze Substanz braucht der Körper, um Dopamin zu produzieren. Fehlt sie, ist der Patient mit hoher Wahrscheinlichkeit an Parkinson erkrankt. Bei mir fehlte links eine ganze Menge von dem schwarzen Zeugs, das sagte mir der Arzt gleich nach der Untersuchung.

In der biochemischen Lotterie des Lebens, wie es der inzwischen verstorbene Autor Wolfgang Herrndorf so prägnant schrieb, hatte ich also ziemlich verschissen. Es war die Zeit, in der ich alles von Herrndorf verschlang. Er kämpfte gegen einen Hirntumor, war mein Bruder im Geiste, sein Blog „Arbeit und Struktur“ ist eine großartige Beschreibung des Siechtums, nie wehleidig, voller Witz und Klugheit im Angesicht des Untergangs.

Ehret überbrachte mir die Nachricht, die ich schon kannte. „Juveniles Parkinson-Syndrom, rechtsbetont, akinetisch-rigider Typ.“ Eine solche Nachricht ist keine Diagnose, es ist ein Urteil – und es lautet auf lebenslänglich.

Wenn du einen solchen Satz hörst, hast du drei Möglichkeiten: Auto verkaufen, Job kündigen, nach Goa, solange noch was geht. Party.

Heiraten, Kinder in die Welt setzen. Die Krankheit ignorieren, als wäre nichts gewesen.

Oder aufgeben, was immer das dann auch heißt.

Es geht um Gegenwartsmanagement, denn Parkinson ist ein heimtückischer Zukunftsdieb. Es geht um die nüchterne Abwägung, was wann im Leben zu tun ist. Ich entschied mich für Modell zwei. Daran ist nichts Heroisches, im Gegenteil. Je weniger sich ändert, desto besser lässt sich Parkinson ignorieren.

Bis es nicht mehr geht. Denn schwerstkrank in einer Gesellschaft zu leben, die Jugend und Stärke vergöttert, in der das Streben nach Gesundheit religiöse Züge hat, ist nur mittellustig. Es ist, als feierten deine Freunde eine Party, und du bist nicht eingeladen.



Parkinson ist eine öffentliche Erkrankung. Nach ein paar Jahren weicht viel ab von der Norm. Erst läufst du nicht mehr richtig. Dann sprichst du nicht mehr richtig. Und dann tickst du nicht mehr richtig.

Schnell ist der Punkt erreicht, da teilt sich die Welt in gesund und krank. Anthropologisch betrachtet dient das der Arterhaltung. Auf der Strecke bleibt der Kranke, sein Recht auf Normalität.

Manchmal humpele ich durch den Prenzlauer Berg, sehe in den Cafés die Sonnenbrillen-Menschen, gesund, gebräunt, gelassen, und dann spüre ich die Blicke, warum läuft der so komisch? Ist der be--soffen? Glotzt nicht so, ihr verdammten Sonnenbrillen! Trinkt euren Latte mit Hafermilch, guckt woanders hin. Und nein, ich bin nicht besoffen.

Der Tag der Operation, der 17. November 2020. Ein seltsam schrecklicher und schöner Tag zugleich. An dem Tag bin ich gestorben und geboren. Einmal Hölle und zurück.

Ein halbes Jahr lang habe ich mich vorbereitet, keine noch so winzige Entzündung im Körper, kein eingerissener Nagel, kein kariöser Zahn – nichts. Im September hat mich ein Team aus Kardiologen, Psychologen, Neurologen gecheckt – keine Auffälligkeiten. Sieht man einmal davon ab, dass ich kaum laufen kann, bin ich kerngesund.

Ich sitze in Zimmer 9, Station 15 der Neurochirurgie. Und warte auf den großen Moment. Mein Bettnachbar Ulf und ich tragen schon das OP-Hemd. Er Hirntumor, ich Parkinson. Beide haben wir unseren OP-Termin gegen acht Uhr. In diesem lächerlichen Hemd komme ich mir noch reparaturbedürftiger vor, noch kaputter.

Ulf's Tumor breitet sich schnell aus, erzählt er mir. Gestern erst sei er wieder gegen einen Schrank gelaufen, nicht gesehen, den Scheißschrank. Er lächelt überrascht. „Verrückt. Der Schrank steht da, und ich sehe ihn nicht. „Hast du was dagegen, wenn wir ein wenig Musik hören?, frage ich ihn. Und er antwortet: „Dieser Scheißschrank.“

Also lege ich Bruce Springsteen auf, „Western Stars“. Ich mag Springsteen nicht besonders, aber diese Platte ist so wunderschön eingängig, so emotional. „Wake up in the morning, just glad my boots are on“, singt Bruce. „Dieser Scheißschrank“, sagt Ulf.

Aus acht Uhr morgens wird zwölf Uhr mittags, draußen scheint die Sonne. Nur Wasser. Keine Tabletten, noch mal die Lippen eincremen, die Warterei macht mich wahnsinnig. Dann kommt jemand, holt mich ab im Rollbett, es ist inzwischen 17 Uhr, ein kalter Abend im Spätherbst, in der Heimat brennen Kerzen. Der Pfleger schiebt mich samt Bett in den Fahrstuhl, ich spüre den Sog der Tiefe. „Ebene 4!“, sagt der Aufzug. Ich denke an Bob Geldof, der im Pink-Floyd-Song „Comfortably Numb“ nachts durch eine Klinik geschoben wird. Es war doch Geldof, oder? So lange her.

Hello?

Is there anybody in there?

Just nod if you can hear me

Is there anyone home?

Come on now

I hear you're feeling down

Well I can ease your pain

Get you on your feet again

Die Anästhesisten übernehmen. Die meisten Parkinson-Patienten müssen wach operiert werden, damit der Chirurg während des Eingriffs die Position der Elektroden überprüfen kann. Ich darf in die Narkose, weil ich Enge nicht ertrage. Schneider hat Sorge, dass ich vom OP-Tisch hüpfte, während der festgeschnallte Kopf noch auf dem Tisch bleibt.

Ich bekomme also nicht mit, wie sie mir den Schädel rasieren. Wie Schneider die Bohrpunkte markiert, den Bohrer ansetzt, diesen ganzen traumaauslösenden Handwerkskram kenne ich nur aus YouTube-Filmen. Gut so.

Der Aufwachraum auf der Intensivstation. Ich schaue mich um. Halbdunkel, zehn Betten, aus einigen dringen Schmerzensschreie. Gereizte Stimmung, Pfleger huschen hin und her. Ich fühle mich, als stünde ich am Tor zum Hades.

Ich bin heiser, habe keine Stimme, ich muss im halb wachen Zustand geschrien haben, als würde Zerberus geifernd nach mir schnappen. Und wenn man ihn mal braucht: kein Herkules weit und breit. Was für eine verfluchte Scheiße.

Fast 20 Stunden ohne Medikamente, und noch fließt kein Strom. Kein Schutz vor Parkinson, ich bin im Off. So nennen die Ärzte diesen Zustand der dopaminergen Unterversorgung. Eine Stunde im Off ist aushaltbar. Nach 20 Stunden kannst du nicht mehr unterscheiden zwischen Wirklichkeit und eingebildeter Wirklichkeit. Nach 20 Stunden machst du alles für eine Dopamintablette. Dreimal frage ich den Pfleger, dreimal hört er mich nicht. Ich schreie ihn an, ich flehe, ich schimpfe, es ist, als würde ich durch ihn hindurchsprechen. Vielleicht ist er ein Geist?

Dann endlich versteht er, dass ich etwas will, kapiert aber nicht, was so dringlich sein soll, er wimmelt mich ab, er wisse nichts von dem Medikament, auf seinem Zettel stehe nichts dergleichen, die Beschwerden kämen sicherlich von der OP. „Versuchen Sie“, sagt er zu mir, „noch ein wenig zu schlafen.“ Irgendwie klärt sich dann alles auf, das L-Dopa taucht auf. Ein Glas Wasser, die Tablette aufgelöst, runter mit dem Zeug – und nach ein paar Minuten dreht meine Stimmung von Todesangst auf Euphorie auf unfassbare Müdigkeit.

„Wie geht’s?“, fragt Operateur Schneider am nächsten Tag und vergräbt die Hände in seinem weißen Kittel. Er lächelt. Sei sehr spät geworden gestern. Schneider hat nach mir noch eine junge Frau operiert. Gerüchte über einen zweiten Lockdown machen die Runde. Schneider fürchtet, dass bald geplante Operationen wieder abgesagt werden, damit Notfallpatienten alle vier Säle zur Verfügung stehen. Deshalb operiert er gerade, als gäbe es kein Morgen.

Es sind die Schneiders, die der riesigen Universitätsklinik ein menschliches Gesicht geben. Klar, jedes noch so abgedroschene Krankenhaus-Klischee kann man hier finden. Ja, die Charité ist ein Boulevard der Eitelkeiten. Ja, das Essen könnte besser sein. Ja, die morgendliche große Visite ist Folklore. Ja, ja, ja.

Aber das ist kleines Karo. Wenn es darauf ankommt, ist da jemand wie Schneider und zimmert dir nachts um halb eins auf den Millimeter genau zwei Elektroden ins Stammhirn – und dann kannst du wieder laufen. Das sind die kleinen großen Wunder.

Das MRT-Bild, sagt Schneider, sei nicht gut genug gewesen. Das ist vergleichbar mit einem Piloten, dessen Navigationsinstrumente im dichten Nebel plötzlich ausfallen. Er muss auf Sicht fliegen, ohne etwas zu sehen. In solchen Fällen operiert Schneider dann nach Gehör. Die elektrische Aktivität der Substantia nigra wird amplifiziert, Schneider horcht in mein Hirn – es klingt wie ein kaputtes Radio. Je lauter es wird, desto besser ist der Ort der Elektroden.

So beginnt also mein Leben als Mensch-Maschine. Mit einem verwackelten Foto und einem knarrenden Gehirn. Mir bleibt nichts erspart.

Dann übernimmt Patricia Krause, Heldin Nummer zwei. Eine zierliche Frau mit langen blonden Haaren, sie ist Oberärztin, während der Visite ist sie umringt von einem Dutzend Ärzten. Manchmal sieht man sie gar nicht, so groß ist der Ärzteschwarm. Aber man hört ihre Stimme. Ist sie dabei, hört der Schwarm zu.

In der Neurologie ist es oft kalt, dunkel, es riecht nicht besonders gut. Für viele Patienten ist das, was kommt, objektiv schlechter als das, was ist. Optimismus ist bei uns Defizitdopaministen unterentwickelt. Wenn jedoch Patricia Krause über die Flure flötet mit ihrem Lachen, fällt es schwer, schlecht gelaunt zu bleiben. Sie hat mir vor der Operation erklärt: „Die Elektrostimulation ist ein mächtiges Mittel im Kampf gegen Parkinson.“ Die Technik stehe erst ganz am Anfang. „Hier ist noch viel zu erwarten.“ Lindern, die Symptome wegbekommen, das wäre schon mal verdammt viel wert. Mein mieses Gangbild hat den ganzen Körper ruiniert. Früher war ich athletisch, meine Muskulatur reagierte auf Reize sofort mit Wachstum.

Jetzt bin ich froh, wenn ich die Treppe zu meiner Wohnung schaffe, wenn mal wieder der Fahrstuhl ausgefallen ist. Ich giere förmlich nach mehr Kraft. Beim Bankdrücken habe ich mit 25 Jahren 100 Kilo gestemmt. Drei Wiederholungen. Jetzt sind es vielleicht 15 Kilo.

Genau hier kann Elektrizität helfen. Die Tiefe Hirnstimulation bei Parkinson funktioniert erstaunlich gut, teilweise ist die Wirkung phänomenal. Tremor-Patienten

hören in dem Augenblick mit diesem Zittern auf, in dem der Strom fließt. Auch andere Krankheiten wie Dystonien, krampfartige muskuläre Verspannungen, lindert der Strom auf spektakuläre Weise.

Aber es gibt auch die andere Seite, vor allem die Sprache leidet. Oder besser gesagt: die Aussprache. Das Sprachzentrum liegt nahe dem Bewegungszentrum. Die Ärzte können nicht beliebig viel Strom auf das Bewegungszentrum feuern, weil dann das Sprachzentrum mit stimuliert wird. Auch bei mir? Ich kann es kaum abwarten. Was ist, wenn ich gar nichts merke? Oder mich danach niemand mehr versteht?

Meine Frau besucht mich mit den beiden Kindern, damals vier und sechs Jahre alt. Sie haben Bilder gemalt. Ich freue mich so sehr, die drei zu sehen. Und gleichzeitig schäme ich mich. So versehrt erleben sie ihren Vater und Mann, so schwach. Parkinson-Patienten können furchtbar nerven. Wie wir über die Flure schleichen mit unseren ausdruckslosen Gesichtern, ist es schwer, uns zu mögen. Ich mag mich auch nicht.

„Dann wollen wir mal“, sagt Krause. Sie hat ein Laptop vor der Nase und loggt sich nun in meinen Kopf ein. Dazu legt sie ein großes Magnetband um meinen Hals. Ich sage irgendetwas Hilflozes in Richtung Frankenstein, der Versuch eines Witzes. „Ja, ja, Frankenstein.“ Krause schaut gequält. Ich bin offenbar nicht der Erste, der diesen Scherz macht.

Erstmals gibt sie ein Milliampere frei für mich. Der Stimulator läuft, und ich spüre – nichts. Der sogenannte „stunned effect“ überlagert die noch sehr niedrige Dosierung des Stroms. So nennen die Neurologen das Phänomen, dass allein die Schwellung im Hirn nach der Operation schon positive Effekte auf die Symptomatik hat.

Krause erklärt, was der Computer anzeigt. Die Elektroden, die fünf Punkte pro Elektrode, all das ist grafisch zu sehen. Seltsames Gefühl, das Ding soll in meinem Kopf sein?

Ah, jetzt! Es kribbelt ein wenig – und dann spüre ich die Wirkung. Mehr Kraft, das ganze körperliche Zusammenspiel der Muskeln funktioniert besser. „Gehen Sie bitte mal in der Straße vor der Klinik ein wenig auf und ab“, sagt Krause.

Mache ich doch gern. Noch etwas staksig, aber: wow! Mit jedem Schritt wird es besser. Ich tippe eine SMS an meine Frau: „Das Ding in meinem Kopf funktioniert.“ Und wieder: wow! Auch die Feinmotorik – das merke ich beim Tippen der SMS – hat sich erheblich verbessert. Fast normal, würde ich sagen.

Ich gehe an einem Schaufenster vorbei, sehe mich im Spiegel, erschrecke. Gar nicht wow. Die kurzen Haare. Genau genommen – die Glatze. Hatte ich vergessen. Seltsam, im Spiegel des Krankenhaus-Badezimmers macht mir das nichts aus, mich so zu sehen. Aber hier? Egal. Repariertes Kopf, neue Frisur, neues Leben, übermorgen werde ich entlassen.

Zu Hause. Am Wochenende im Berliner Tierpark. Vor der Stimulation war der Besuch für mich eine Qual, dieses riesige Gelände, von den Eisbären zum Alligator mehr als einen Kilometer, fast unüberbrückbar. Und jetzt schrumpft der Tierpark zusammen auf die Größe eines Fußballfeldes – so kommt es mir jedenfalls vor. Ein irres Gefühl von Wirkmacht. Ich könnte stundenlang kreuz und quer durch den Park spazieren.

Ein Dreivierteljahr geht das so, dann wird die Wirkung schwächer. Wieder in die Charité. Oberärztin Krause justiert den Strom nach, ich fühle mich wie ein Reifen, den man wieder aufpumpt. Links 2,9 Milliampere, rechts 2,2 Milliampere. Parkinson schreitet voran, daran ändert auch der Strom nichts. Scheiße.

Nachts, wenn ich hundemüde bin und nicht schlafen kann, kommen die Fragen. Wie soll das weitergehen? Nach der Dosiserhöhung ist der Zustand aushaltbar, aber das währt nicht lang. Und dann? Frust und Euphorie wechseln sich ab. Das Ding in meinem Kopf schenkt mir im besten Fall zehn Jahre. Bis sechzig könnte ich es also schaffen. Du liebe Güte, zehn Jahre. Das sind 3650 Lebenstage. Was für ein Geschenk.

Mein Leben ist ziemlich voll, Familie, Job, Freunde. Ich brauche eine Strategie, allen gerecht zu werden. Doch je länger ich übers Kranksein nachdenke, desto mehr wird klar: Eine solche Strategie kann es nicht geben. Ich beginne mich, so versehrt wie ich bin, zu akzeptieren. Ich entdecke mehr und mehr, wer an meiner Seite steht und wer nicht. Welchen Kampf lohnt es sich zu kämpfen – und welchen nicht? Wem falle ich

zur Last, wer erkennt meine Not, und wer ignoriert sie? Ich werde misstrauischer, ich reagiere sensibler beim Versuch, mich in die Idiotenecke zu schieben.

Und die Versuche gibt es zuhauf. Mit 13 Jahren Parkinson hast du eine Menge Leute um dich, die nur das Beste wollen für dich. Sie sagen: Andreas, schau mal, du musst das so sehen. Nee, muss ich nicht.

Der Kranke hat keinen Platz in der Welt der Gesunden, je eher ich das akzeptiere, desto weniger Hoffnung kann enttäuscht werden. Diagnosen machen einsam – mitten in der Großstadt, unter Freunden, in der Partnerschaft. Wir stören. Den Ablauf. Die Effizienz. Den schönen Sonnentag. Die elegante Atmosphäre eines angesagten Restaurants. Wir versauen den ästhetischen Schnitt. Kranke erinnern die Gesunden daran, dass es sie jeden Tag erwischen könnte.

Und natürlich muten wir den Gesunden viel zu, am meisten den Lebenspartnern. Sie müssen abfangen, was wir nicht mehr schaffen, und dann noch unsere schlechte Laune ertragen. Sie sind genauso un-schuldig in diesen Abwärtssog geraten. Und müssen irgendwie klarkommen mit ihren kranken Partnern

Ich etwa schlafe ständig ein. Manchmal mitten in einer Konferenz. Peinlich. Ich rede undeutlich. Meine Leistungskurve ist ungefähr so vorhersehbar wie das Wetter im April. Ich bin unpünktlich, unzuverlässig, unsicher.

Schlimm sind die Clusterfuck-Momente. Immer dann, wenn mehreres zusammenkommt, verstärken sich die Symptome auf katastrophale Weise. Ein guter Freund starb im vergangenen Sommer. Ich habe es nicht einmal geschafft, zu seiner Beerdigung zu fahren.

All das endet absehbar im Desaster. Wenn ich sage „no future“, bin ich kein Punk, sondern Realist. Und deshalb kann es auch keine Strategie geben. Weil morgen schon alles wieder anders ist. Im Zweifel schlechter.

Degenerativ, wie ich dieses Wort hasse. Elf Buchstaben bündeln die ganze Tragik, daran ändert auch der beste Neurostimulator nichts. Es ist und bleibt ein Leben in der Defensive. Also wieder in die Charité, Strom nachtanken. Krause bekommt mich noch mal hin. Mittlerweile links 4,3 Milliampere, rechts 3,9 Milliampere.

Neues Problem: Wiege 20 Kilo zu viel, wohl eine Nebenwirkung der Stimulation, erklärt Krause, die Laborratten seien unter Strom ebenfalls fett geworden. Ab jetzt: so oft wie möglich aufs Rennrad. Den fetten Ratten davonfahren.

Ich hatte lange wahnsinnige Angst, andere Parkinson-Kranke zu treffen. Ich wollte nicht zu ihnen gehören. Der Künstler Rainald Grebe, 21 Schlaganfälle, hat es geschafft, mir diese Angst ein wenig zu nehmen. Indem er mir von seinen Ängsten erzählt. Wir kennen uns über die Kita unserer Töchter, wir spielen frühmorgens Tischtennis. Manchmal sagt er nur einen Satz, und der Tag ist gerettet.

Und in den Nächten, wenn ich vor Sorge nicht schlafen kann, schnappe ich mir die Gretsch. Die Gitarre, dunkelgrün, läuft wie ich mit Strom. Virtuosität ist nicht zu erwarten. Wer nach 13 Jahren Parkinson das Gitarrenspiel beginnt, braucht einen guten Lehrer – und langmütige Nachbarn. Und ein Ziel: Meins ist das Solo von David Gilmour in „Comfortably Numb“.

Aber vorher geht's noch mal zu Krause in die Charité, Strom tanken.

7



Energiewende

Wer in Cottbus gegen Rechts ist, lebt gefährlich. Auch im Stadion der Freundschaft. Einige Energiefans wollen das nicht mehr hinnehmen. Hat ihr Widerstand gegen Nazis und Hools eine Chance?

Von Andreas Bock, 11FREUNDE, 17.12.2022

Es musste ja so enden, trivial und klischeehaft, wie das Drehbuch eines Vorabendkrimis. Dabei war am Anfang alles okay. Die Herbstsonne schien durch das Stadion der Freundschaft, Energie Cottbus führte 2:1 gegen Babelsberg. Nur hin und wieder hallten ein paar Schmähgesänge durchs Stadion. In der 78. Minute aber rief unser Fotograf an: „Bin rausgeschmissen worden.“ Er hatte ein Banner mit der Aufschrift „Energiefans gegen Nazis“ fotografiert, danach hatte sich ein Ordner vor ihm aufgebaut und ihm die Akkreditierung aus der Hand gerissen. „Du provozierst“, bellte der Mann, über den noch zu reden sein wird. Dann drängte er den Fotografen aus dem Stadion.

Die Fankurve von Energie Cottbus ist eine große Problemzone. In Block H, dem Herzstück der Nordwand, geben seit Jahren Neonazis und Hooligans den Ton an. Und in der Stadt hat eine der am besten organisierten rechten Szenen eine gespenstische Bedrohungskulisse aufgebaut. Trotzdem sollte diese Geschichte woanders enden. Denn natürlich gibt es auch in Cottbus Menschen, die keinen Bock auf Nazis haben, und in einigen Ecken der Stadt und des Stadions regt sich sogar Widerstand. Es sind zarte Pflänzchen, für Außenstehende kaum wahrnehmbar. Aber sie seien wichtig, sagen Vereinsvertreter und Experten für Rechtsextremismus.

Am Anfang hatten wir daher zwei Fragen: Gibt es wirklich Hoffnung in Cottbus? Und wie fühlt sich das eigentlich an als Linker in einer Rechtskurve?



Ende Oktober, zwei Wochen vor dem Landespokalspiel gegen Babelsberg, wartet ein Mann an einem S-Bahnhof im Berliner Westen. Er trägt ein rotes Energieshirt unter seiner Jacke, aber seine Identität muss geheim bleiben, kein Alter, kein Name. Wir nennen ihn Lukas. Im Laufe der Recherche treffen wir auf viele Energiefans, die zwar mit uns über die gewalttätigen Nazis reden, aber anonym bleiben wollen. Schon das erzählt einiges über die Verhältnisse in Cottbus.

Lukas ist auf dem Weg zum Auswärtsspiel bei Tennis Borussia Berlin, Regionalliga Nordost. Alle paar Meter pult er einen Aufkleber aus seiner Tasche und klebt ihn an einen Laternenmast. „Schon immer die Mehrheit“ steht auf einem, „Energiefans gegen Nazis“ auf einem anderen. Ihre Initiative gründete sich 2017. Es war das Jahr, als die Fanszene von Cottbus zu explodieren drohte. Bei mehreren Spielen war es zu Ausschreitungen gekommen. In Bautzen gingen rechtsextreme Fans auf die eigenen Anhänger los; in Babelsberg skandierten sie „Arbeit macht frei“ und zeigten den Hitlergruß. Der Klub, der seit Jahren zwischen dritter und vierter Liga pendelt, war mal wieder groß in der Presse. Der „Spiegel“ schrieb von einer „Unterwanderung von Rechts“. Einige Energie-Anhänger hatten nun endgültig genug. Sie setzten eine Facebookseite auf, „Energiefans gegen Nazis“, und sie merkten, dass sie mit dieser Meinung nicht alleine waren. Schnell hatte die Seite über 1000 Follower, viele schickten mutmachende Nachrichten, auch Lukas. Sie prüften seine Identität, doppelt und dreifach, dann trafen sie sich.

„Die Anonymität schränkt natürlich tierisch ein“, sagt Lukas auf dem Weg zum Mommsenstadion, der Heimspielstätte von TeBe. „Aber anders geht es nicht, noch nicht.“ Seit seiner Kindheit besucht er die Spiele von Energie, er war dabei, als das Team die Bundesliga aufmischte, 20 000 Fans drängten sich auf den Tribünen, Tomislav Piplica im Tor, Ede Geyer an der Außenlinie. „Damals hätte man in Fanarbeit investieren müssen“, sagt Lukas. Aber damals, neunziger und Nullerjahre, interessierte sich kaum ein Vereinsverantwortlicher dafür, wer in der Kurve stand. Und als die Zuschauer wegblieben und es sportlich bergab ging, bis runter in die Regionalliga, war es ein bisschen so, als ob eine Schneedecke wegschmilzt: Plötzlich wurde der Dreck sichtbar. Übrig blieb zum Beispiel die dominierende Ultragruppe „Inferno Cottbus“. Auswärts zeigten sie das Banner „Unterwegs im Reich“, daneben eine Deutschlandkarte

aus dem Jahr 1937. Als der Verein die Gruppe endlich verbieten wollte, löste sie sich auf. Aber es änderte nichts. Eher wirkte es so, als hätte man einer Hydra den Kopf abgeschlagen, denn überall in der Stadt und der Kurve sprossen nun neue Gruppen hervor. Und natürlich verschwanden die Inferno-Mitglieder nicht einfach im Nirgendwo, sie stehen auch heute noch in Block H.

Das Spiel bei TeBe ist vorbei, Cottbus hat 4:0 gewonnen. Lukas steht vor dem Vereinscasino. Das Banner der „Energiefans gegen Nazis“ hing heute nicht am Zaun. „Auswärts ist das zu gefährlich, da können wir es nicht unbemerkt anbringen“, sagt er. Außerdem würde es vermutlich abgerissen werden, so wie es schon einige Male passiert ist. Als Lukas gehen will, stellt sich ein Mann mit Babelsbergshal neben ihn, er hat den Energiefan belauscht. „Find ich gut, dass du gegen Nazis bist. Aber warum geht ihr nicht geschlossen aus dem Block? Das wäre ein kleines Zeichen.“ Lukas schaut ihn erstaunt an, dann sagt er: „Das ist eine schöne Vorstellung. Aber es wäre ein großes Zeichen.“

Wer verstehen will, was Lukas damit meint, muss nach Cottbus fahren. Hier spazieren jeden Montag sogenannte besorgte Bürger durch die Straßen, angeführt von vorbestraften Neonazis, Kampfsporttypen und Ultras von Energie. In einigen Cottbusser Stadtteilen wählen über 60 Prozent Rechts, und im Oktober wäre fast ein AfD-Politiker Bürgermeister der Stadt geworden, erst in einer Stichwahl setzte sich der SPD-Kandidat Tobias Schick durch. Eine der vielen Erklärungen für die Rechtslastigkeit in der Lausitz lautet: Die Menschen fühlen sich abgehängt. Erst die harten Nachwendjahre, der Wegzug von Zehntausenden aus Cottbus, immer weniger Jobs, dann noch die Einstellung des Tagebaus. Im Zentrum von Cottbus spürt man von diesem Verdruss wenig. Hier sieht die Stadt eher nach Aufbruch aus, es wird viel gebaut, moderner Funktionalismus mischt sich mit Bürgerhäusern aus der Barockzeit. Am Altmarkt, wo sie gerade den Weihnachtsmarkt aufbauen, ähnelt Cottbus einem Postkartenstädtchen.

Vor einem Café wartet Barbara Domke. Die Grünenpolitikerin ist eine der wenigen in Cottbus, die sich offen gegen Nazis stellt. Sie organisiert Gegendemos zu den lautstarken Spaziergängern oder informiert auf Twitter über neonazistische Verstrickungen in der Stadt. „Wenn ich Angst zeige, haben die doch gewonnen“, sagt sie. Ihr Mut bleibt nicht folgenlos. Einmal entglasten Unbekannte die Fenster ihres Autos und



zerstachen die Reifen; wenige Tage später bemerkte sie eine nicht autorisierte Überweisung von ihrem Konto, Empfänger war der Chemnitzer FC, im Betreff stand: „Spende CFC T. Haller“. Thomas Haller war bis zu seinem Tod 2019 einer der Rädelsführer in der deutschen Neonaziszene, einst gründete er die Gruppe „HooNaRa“, kurz für „Hooligans, Nazis, Rassisten“. Domke war fassungslos. Wer hatte ihre Kontodaten weitergegeben? Ihr Vermieter? Eher nicht. Amazon? Auch unwahrscheinlich. Energie Cottbus, wo sie seit vielen Jahren Mitglied ist? Sie sagt: „Eine Zeitlang sind Leute aus dem Hardcore-Hooligan-Milieu auf der Geschäftsstelle ein und aus gegangen.“

Barbara Domke kennt die rechten Strukturen in ihrer Stadt genau. Sie hat ein Diagramm des braunen Netzwerks erstellt, und es verdeutlicht, wie sehr die Neonazis aus dem Stadion nach außen wirken. Im Zentrum steht die „Kampfgemeinschaft Cottbus“, eine rund 100 Mann starke Gruppe, die aus den Ultras von Inferno hervorgegangen ist. Der Verfassungsschutz beschreibt sie als „toxisches Gebilde“ und „Sammelbecken für Rechtsextremisten mit hohem Gewaltpotential“. Drum herum verlaufen Linien zu Sicherheitsunternehmen, Boxstudios, Klamottenläden, Gaststätten und Amateursportvereinen. Eine brutale Mischszene, in der die Neonazis sogar die örtlichen Hells Angels verdrängen konnten. Und es liegt alles ganz nah beieinander. Nur ein paar Meter entfernt von dem Café, in dem Domke sitzt, befindet sich der Pop-up-Shop „Blickfang“, der unter anderem die rechte Szenemarke „Label 23“ vertreibt. Ein Stück weiter sitzt das Rechtsrocklabel Rebel Records. Die Gemengelage erinnert ein wenig an Chemnitz, wo um den erwähnten Haller ebenfalls ein engmaschiges rechtes Netzwerk entstanden ist.

„Aber es ist nicht alles schlecht“, sagt Domke. Sogar im Stadion der Freundschaft sehe sie Positives. Die „Energiefans gegen Nazis“ empfindet sie als wichtiges Gegengewicht. Und als vor einiger Zeit ein Energiefan einen schwarzen Spieler rassistisch beschimpfte, drängten andere Anhänger den Mann von der Tribüne und erstatteten Anzeige gegen ihn. Auch im Verein, der früher oft träge und beratungsresistent wirkte, haben einige das Problem im eigenen Haus erkannt. Gemäß Stadionordnung sind Klamottenmarken wie Thor Steinar oder Greifvogel mittlerweile verboten, das Demokratiebündnis „Cottbuser Aufbruch“ ist ein Partner von Energie. Und dann ist da Laura Klement, die Beauftragte für Toleranz und Vielfalt. Sie steht für ein modernes Energie

Cottbus, das sie seit den Neunzigern als Fan kennt. Im Studium hat sie zur Ultrakultur geforscht, auch in der Nordwand. Danach arbeitete sie im Jugendamt. „Da saß ich bei den Problemfällen“, sagt sie. „Ich lernte Kinder kennen, die vor der Schule von Neonazis rekrutiert wurden. Das geht ganz schnell. Am Abend ein gemeinsames Rechtsrockkonzert, alles aufregend und verboten, und auf einmal sind sie Teil der Szene.“ Ihre Stelle bei Energie wurde auf Druck des DFB geschaffen, und sie gefällt nicht allen. Neulich regte sich ein Mitglied auf, weil Klement bei offiziellen Schreiben gendersensible Sprache durchgesetzt hat. Die von ihr initiierte Kampagne „Rotweiß statt Braun“ komme bei der Mehrheit hingegen gut an, nur den Nazis sei sie natürlich ein Dorn im Auge, zumal ein Transparent mit dem Slogan gut sichtbar über die Südtribüne gespannt ist. „Ich glaube, wir gehen den Rechten wirklich auf die Nerven mit so etwas“, sagt Klement, die auf einen Prozess der Selbstreinigung hofft. Aber wie so oft ist Antidiskriminierungsarbeit auch eine Frage der Finanzen und des Personals. „Wir können nicht wie ein Bundesligist alle paar Monate eine neue Aktion machen“, sagt sie.

Energie ist für seine Problemfans natürlich nicht alleine verantwortlich. Die Kurve ist auch hier ein Spiegelbild einer Stadtgesellschaft, in der sich Neonazis in den vergangenen Jahren ungehindert ausbreiten konnte. Wie und warum das passierte, weiß Martin Vesely von der „Opferperspektive“, ein Verein, der Betroffene rechter Gewalt berät. Zuerst sind da mal die Zahlen: In Brandenburg registrierten sie zwischen 2015 und 2018 einen Anstieg der rechten Gewalttaten, besonders schlimm war es in Cottbus: „41 rechte Angriffe zeugen davon, dass eine militante rechte Szene versucht, den öffentlichen Raum der Stadt zu dominieren“, schrieben sie im Bericht zum Jahr 2016. In den vergangenen drei Jahren sind die Zahlen nicht gestiegen, aber das sei kein Grund zur Freude. „Die rechte Dominanz in der Stadt führt dazu, dass man diese Dominanz gar nicht mehr durchsetzen muss, und das ist furchtbar“, sagt Vesely. Viele Rechts-extreme verfolgten heute die Strategie: Geschäft vor Politik. Sie konzentrieren sich auf den Ausbau ihres wirtschaftlichen Netzwerks und weniger auf den Nahkampf mit politischen Gegnern. Wie kurz die Wege in Cottbus sind, zeigt sich am Beispiel von Daniel Grätz aus dem Umfeld der „Kampfgemeinschaft“. 2020 kaufte er im nahegelegenen Burg die Traditionsgaststätte „Deutsches Haus“. Den Kredit, angeblich 700 000 Euro, bekam er von der Sparkasse Cottbus, deren Chef der ehemalige Energiepräsident Ulrich



Lepsch ist. Dass Grätz wegen gefährlicher Körperverletzung und sogar Kreditkartenbetrugs vorbestraft ist, war bei der Kreditvergabe offenbar nicht von Belang.

Auch die Cottbusser Behörden seien bei der Bekämpfung von rechten Strukturen ein Hindernis, sagt Vesely. „Es herrscht hier eine De-facto-Straffreiheit für rechte Gewalttäter, viele Verfahren werden erst drei, vier Jahre nach der Tat eröffnet, wenn überhaupt“, sagt er. Bei den Justiz- und Sicherheitsorganen herrsche eine Mischung aus Desinteresse und Verharmlosung.

Ein anderes Beispiel: Als Energie-Ultras nach dem Drittliga-Aufstieg 2018 mit Ku-Klux-Klan-Gewändern und einem Banner „Aufstieg des Bösen“ über den Altmarkt marschierten, stand die anwesende Polizei einfach nur daneben. Ein Sprecher erklärte danach, die Beamten hätten den Aufzug nicht richtig einordnen können.

2019 allerdings schien Bewegung in den Kampf gegen die Nazis zu kommen. Das LKA führte Razzien bei Mitgliedern der „Kampfgemeinschaft Cottbus“ durch und stellte NS-Propaganda, Waffen und Festplatten sicher. Auch Chatgruppen wurden ausgewertet, darunter eine namens „Schnelle Eingreiftruppe“, die laut Selbstbeschreibung „bei Stress mit Kanaken abrechnen“ wollte. Die Ermittlungen wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung wurden trotzdem nach zwei Jahren eingestellt.

Am Abend vor dem Landespokalspiel gegen Babelsberg schleicht Lukas, der Energiefan gegen Nazis, ums Stadion. Mit einem Freund klebt er Infoblätter an die Tribünenaufgänge, „Boycott Qatar“ steht drauf, außerdem der Name ihrer Initiative. Es ist eiskalt, ein paar Ordner bewachen einen Ü-Wagen des RBB.

Als Lukas an der Nordwand angekommen ist, zwischen Block H und Block I, wo sich alles entscheidet, spricht er über eine andere bekannte Gruppe im Stadion: die Ultras von „Ultima Raka“. Nach außen geben sie sich unpolitisch, vermutlich aus Selbstschutz. Ein Interview mit uns lehnen sie ab. Sie schreiben nur: „Wir stehen in einem anderen Block als der Großteil der Fanszene. Damit sagen wir schon viel aus.“ Lukas findet: „Das sind korrekte Typen.“ Nur, es sind eben auch normale Typen und keine durchtrainierten Neonazi-Kickboxer.

Einmal wagten sie sich trotzdem etwas aus der Deckung: „Für Zecken sind wir Nazis, für Nazis sind wir Zecken“, stand auf einem Banner. Die Babelsberger antworteten mit einem eigenen Transparent: „Für Zecken seid ihr Nazis, für Nazis seid ihr Zecken. Für uns seid ihr einfach nur Abschaum.“ Lukas ärgerte diese Reaktion: „Leute, die subtil gegen die Nazis sind, geht man an. Dabei müsste man sie supporten. Jeder Schritt ist ein guter Schritt.“

Samstag um 13 Uhr ist Anpfiff. Etwa 300 Babelsberger sind nach Cottbus gekommen, das Polizeiaufgebot ist hoch, klar, Risikospiele, hinter der Gästetribüne parkt ein Wasserwerfer. Im Inneren des Stadions fällt als Erstes ein Banner auf, das sich über die komplette Nordwand zieht: „Betriebssportgemeinschaft Energie Cottbus seit 1966“ steht drauf, mehr nicht. Es ist eine Machtdemonstration, sagen Beobachter der Szene. Nach dem Ende von „Inferno“ hätten die Hools alle anderen Gruppen gedrängt, ihre Banner abzuhängen und sich hinter diesem vermeintlich unverfänglichen Riesentransparent zu versammeln.

Auch Lukas steht auf der Nordwand. Er zeigt rüber zu einem leeren Pufferblock am Rand der Osttribüne, dort hängt, gut geschützt, ihr eigenes Banner, „Energiefans gegen Nazis“.

Dann geht es los. Es ist so laut, dass das Wellblechdach der Nordwand vibriert. Lukas schimpft, als das Gegentor fällt, und er ruft: „Wie beim Schlachter hier!“, als ein Babelsberger einen Cottbusser umgrüßt. Aber wenn die Capos aus dem berühmten Block H Lieder anstimmen, singt er nicht mit. In der Halbzeit holt er sich ein Bier. Aus dem Augenwinkel sieht er den Cottbusser AfD-Vorsitzenden Jean-Pascal Hohm, ein Typ, neben dem sogar Björn Höcke wie ein gemäßigtetes Parteimitglied wirkt. Hohm ruft regelmäßig zu den Montagsspaziergängen auf, traf sich in Italien mit der neofaschistischen Partei CasaPound und teilt auf Twitter Songs der Band Hassgesang, die Adolf Hitler Tribut zollt. Nun aber studiert Hohm angestrengt eines dieser Anti-Katar-Infoblätter mit dem Logo der „Energiefans gegen Nazis“. Lukas flüstert: „Der würde zu gerne wissen, wer das aufgehängt hat.“

Wie geht es nun weiter für Lukas und seine Freunde? Haben sie mit dem Banner und den Stickern ihre natürliche Grenze erreicht? Fast alle Experten und Fans, die wir

für diese Geschichte gesprochen haben, sind sich einig: „Die Gruppe um Lukas ist immens wichtig. Nur müsste sie aus der Anonymität heraustreten, um wirklich etwas zu verändern. Sie müsste den Nazis die Stirn bieten.“ Und dann, unisono: „Wir verstehen natürlich, dass sie das nicht können.“

Bald darauf drängt der Securitymann unseren Fotografen aus dem Stadion. Der zornige Mann heißt André Weiß und ist Inhaber des Ostdeutschen Sicherheitsdiensts, kurz OSD. Außerdem führt er eine Autovermietung und steht einem Segelklub vor. 2014 wurde er wegen Bestechung verurteilt. Er hatte einen Kripobeamten, der beim Fußball und im Rockermilieu im Einsatz war, zur Verletzung von Dienstgeheimnissen angestiftet. Energies Vereinssprecher Stefan Scharfenberg-Hecht sagt auf Nachfrage, dass Weiß seine Strafe verbüßt habe und „ein verlässlicher Mitarbeiter“ sei. Weiß sei sogar vom Verfassungsschutz geprüft worden. Dass mindestens einer der OSD-Mitarbeiter auf Facebook mit Leuten der Kampfgemeinschaft befreundet ist? „Cottbus ist klein“, sagt Scharfenberg-Hecht. „Hier kennt jeder jeden.“ Rechtsextremismusexperten sagen: Cottbus ist so klein, dass es kaum Security ohne Nähe nach Rechtsaußen gibt.

Es bleibt also kompliziert in der Lausitz. Aber das Ende der Geschichte, der Epilog, hat eine interessante Wendung: Nach dem Spiel und dem Rauswurf bauen sich nämlich zwei Fans am Ausgang auf. „Wer seid ihr eigentlich?“, wollen sie wissen. Als sie erfahren, dass wir Lukas und die Energiefans gegen Nazis begleitet haben, hellen sich ihre Gesichter auf. Sie selbst seien aus dem Umfeld von Ultima Raka. Und ja, auch sie seien oft bedroht worden. Auswärts sei es besonders schlimm, da müsse man ja neben den Hools stehen. Aber manchmal sei es auch witzig, sagt einer der beiden und beugt sich vor: „Als einmal tausende St. Pauli-Fans ‚Nazis raus!‘ in unsere Richtung riefen, sang ich in Gedanken mit. Und glaub mir mal: Ich war nicht der Einzige.“